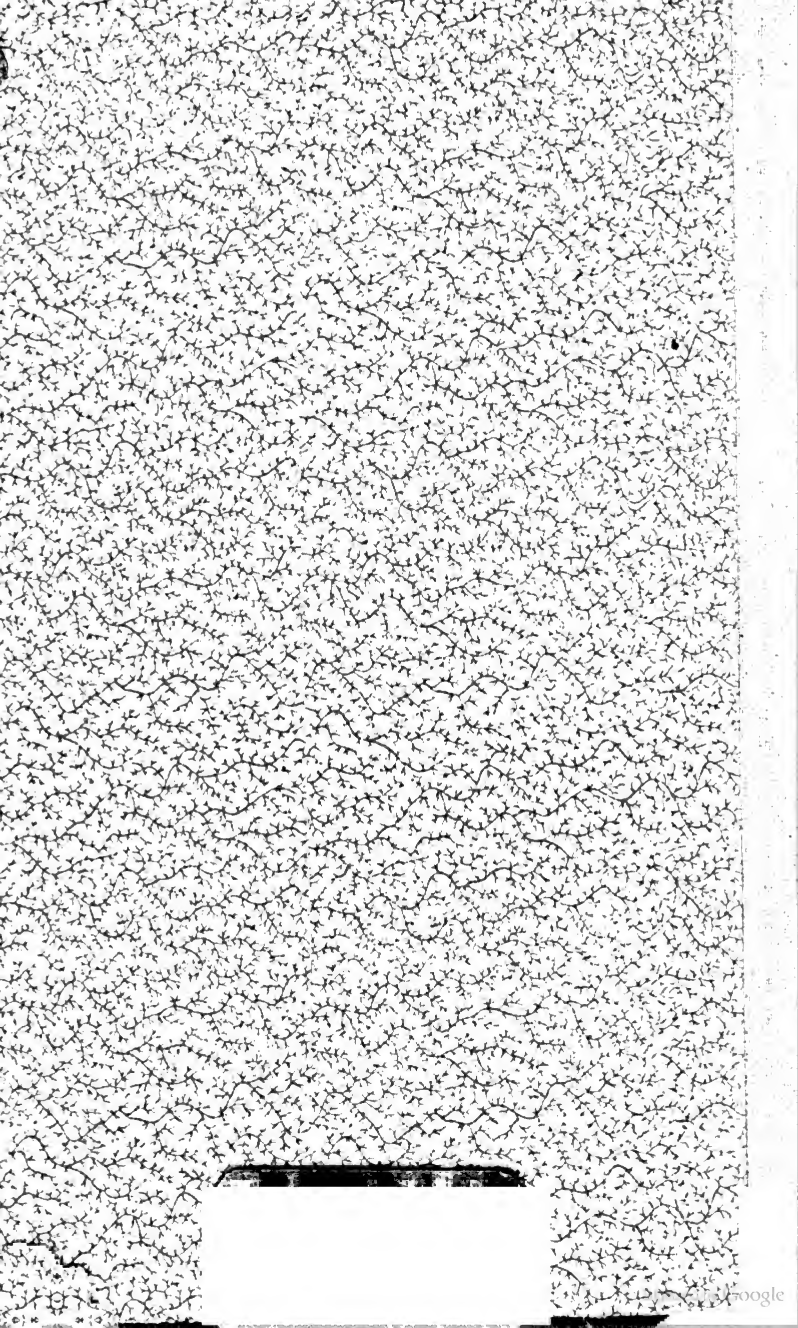
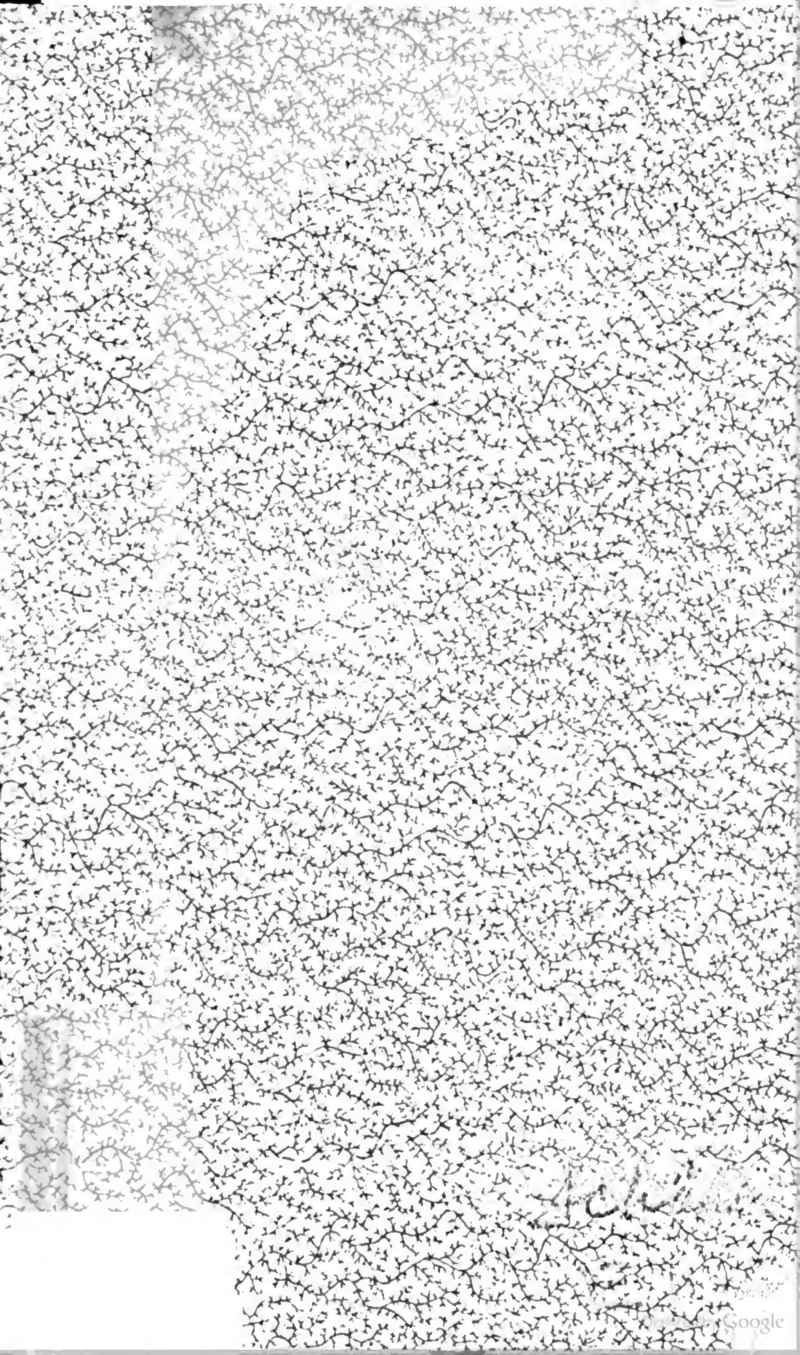


Deutsche Städtewahrzeichen

Wilhelm Schäfer





(Schaipen)

EML

Deutsche

Städtewahrzeichen.

Ihre

Entstehung, Geschichte und Deutung

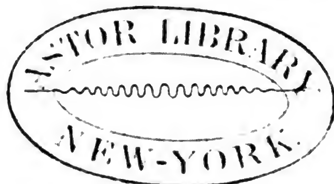
von

Dr. Wilhelm Schäfer,

Correspond. Mitglied der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, der Geschichte und Alterthum forschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg, Ehrenmitglied des Archaeological Institute of Great Britain and Ireland in London etc. etc. etc.

Erster Band.

Mit 15 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

Vorwort.

Die Redaction der „Illustrirten Zeitung“ forderte den Unterzeichneten auf, in einer Reihenfolge die Städtewahrzeichen, mit beigegebenen Illustrationen nach Originalzeichnungen, historisch und archäologisch zu erläutern. Da es nun schon seit Jahren ein Lieblingsbestreben des Unterzeichneten gewesen war, die immer mehr verschwindenden und daher auch beim Volke in Vergessenheit gerathenden Städtewahrzeichen zu sammeln, so nahm er sofort diese Aufforderung an, weil er dadurch zugleich Gelegenheit zu finden meinte, eine Lücke in der deutschen Alterthumsforschung möglichst — natürlich auch nur mit Hilfe anderer Freunde der topographischen Geschichte — ausfüllen zu können. Es hat sich leider bei den Wahrzeichen der Städte das alte Sprichwort mehr denn zu sehr bewahrheitet: „Kommst Du mir aus den Augen, kommst Du mir aus dem Sinne.“ — Denn fragt man schon jetzt einen Mann aus dem Volke darnach, was

seine Geburtsstadt oder sein Wohnort für Wahrzeichen hat, so erscheint ihm in vielen Fällen diese Frage als höchst sonderbar; selbst die Gebildeten und die Gelehrten haben davon oft kaum eine Ahnung. Höchstens nur ganz betagte Leute, namentlich aus dem Gewerbsstande, wissen sich dunkel aus ihrer Jugend noch darauf zu besinnen, und nur Wenigen sind Reminiscenzen aus ihrer Wanderzeit geblieben. Bedenkt man nun, daß diese Unkenntniß und Nichtachtung durch die in Folge unserer rein materiellen Zeit geförderte und aus Mangel an Pietät fortschreitende Mißliebigkeit gegen alles Alte sich endlich auf Null reduciren könnte, so scheint es an der Zeit zu sein, jetzt, so lange es noch an der Zeit sein dürfte, möglichst Alles zu sammeln, was die Städtewahrzeichen, als zum Theil wichtige oder doch interessante Monumente der Vorzeit und zugleich auch als concrete Zeichen der Zeit, geschichtlich und bildlich erläutert, der gänzlichen Vergessenheit zu entreißen.

Der vorliegende Separatabdruck soll aber dazu dienen, die, nach vorhergegangener Veröffentlichung in der Illustrirten Zeitung, etwa nachträglich aufgefundenen Wahrzeichen oder die von Gebildeten, welche ein Interesse an dem Gegenstande nahmen, uns mitgetheilten Notizen nachtragen zu können, und so dem Freunde der Städtegeschichte und Alterthumskunde eine möglichst

vollständige Monographie über die deutschen Städtewahrzeichen zu bieten.

Wir hoffen übrigens, die noch vorhandenen, theils durch alte Chroniken aufbewahrten, theils aber namentlich im Munde des niedern Volks noch lebenden Notizen über Städtewahrzeichen in größter Ausdehnung zusammenzutragen, und auch, wo es thunlich, bildlich dieselben zu geben, sowie dadurch zugleich manchen bunten Stein zum großen Tableau topographischer Mosaiken, welche die Culturgeschichte genau genommen nicht entbehren kann, noch zu retten.

Schließlich sind wir, eingedenk der Stelle: Evangelium Lucä 11, 9, überzeugt, daß alle Alterthumsforscher und Geschichtsfreunde Deutschlands unser Unternehmen, nach Kräften und Möglichkeit auf das endliche gewissenhafte Sammeln der aus der Praxis verdrängten und daher auch im Credite beim Volke schon sehr gesunkenen Wahrzeichen der Städte ernstlich bedacht zu sein, nicht nur nicht mißbilligen, sondern vielmehr gutheißen werden, und, wenn es in ihrem Vermögen steht, aus ihrer nächsten Umgebung Etwas dazu beizutragen, nicht Anstand nehmen werden.

Darüber, was man eigentlich in der Vorzeit unter Wahrzeichen verstand, haben wir uns in der Einleitung andeutungsweise ausgesprochen.

Doch können wir nicht umhin, ernstlich noch zu beklagen, daß man in neuester Zeit die Sagen, besonders die städtischen Sagen und namentlich auch Volksgeschichtchen von Wahrzeichen novellenartig auf Kosten aller Treue der Originalsagen bearbeitet, oder daß man sogar, wo wirklich keine Sagen davon vorhanden sind, sich gestatten zu dürfen glaubt, selbst welche zu erfinden.

Dresden, am Krautweihtage 1857.

Dr. Wilhelm Schäfer.

Inhaltsübersicht.

I. Die leipziger Wahrzeichen.

II. Die dresdener Wahrzeichen.

Verzeichniß der Abbildungen.

Städtewahrzeichen.

Einleitung.

Alte Zeichen lügen nicht.
Altes Sprichwort.

Was waren die Wahrzeichen?

Unter Wahrzeichen verstand man ursprünglich jedes sichtbare Zeichen, durch das sich ein Gegenstand von einem andern merklich unterscheidet, sowie man selbst Mutter- und Feuermale, Leberflecken und sogar Wärzchen im Gesichte eines Menschen, sowie erhaltene Wunden bei Turnieren mit gedecktem Visire (daher das Schauspiel: „Die drei Wahrzeichen“) Wahrzeichen im Volksmunde zu nennen pflegte.

Die sogenannten Wahrzeichen der Städte aber waren, etymologisch betrachtet, theils das Mal der Ware, oder das Zeichen der Gewarsame, d. i. der Umgrenzung der Orte, namentlich die sogenannten Weichbildskreuze, Wette- oder Wethinkreuze, z. B. ehedem vor Leipzig bei Connewitz und Eutritzsch, woher auch das Sprichwort „am Kreuze liegen“, d. h. in schlechten Verhältnissen sich befinden, weil das Bettelvolk gewöhnlich aus der Stadt bis zum Weichbilde von den Bettelvoigten geführt wurde. Auch nannte man diese Weichbildzeichen, sobald sie go-

1*

thische durchbrochene Spitzsäulen waren, wegen ihrer Durchsichtigkeit anderwärts Spinnenkreuze oder Spinnerinkreuze. Zum Theil waren sie auch Warzeichen oder Wartzeichen, d. h. Merkmale oder Symbole der Bürgerschaft, theilweise endlich Wortzeichen, d. h. Zeichen der Bewährung des Worts, oder sichtliche Erkennungszeichen, Bilder für Losungsworte, und sie kommen deshalb auch oft „Worzeichen" geschrieben im Mittelalter vor. Außerdem sind es aber sehr häufig Zeichen zum Andenken einer Sache oder Begebenheit (als Stürze von Häusern oder Thürmen).

Gehen wir nämlich alle sogenannten Wahrzeichen etwas kritisch durch, so finden wir schon bei etwas gründlicherer Nachforschung ihrer meistens freilich nur muthmaßlichen Entstehung, daß sie entweder in Baudenkzeichen bestehen, theils aber auch historisch oder symbolisch bezeichnete Schlußsteine sind, namentlich an Domen, Brücken (z. B. Matz Fotze an der alten dresdner Elbbrücke). Theils waren sie zu Tage gelegte Grundstücksbezeichnungen, deren wahrer Name mit der Zeit in Vergessenheit gerieth, theils Bauamulette, z. B. Hufeisen, Stöcke im Eisen mit räthselhaften Schlössern, vergitterte Reliquientumben, eiserne oder steinerne Fußsohlen, Maaße von Christi Länge, Kreuze in allen Formen, Menschen- und Thierköpfe, ganze Thiergestalten (wie z. B. der räthselhafte Hahn unter dem Thurmwendelsteine der alten Kreuzkirche zu Dresden), sowie Pentalpha's, Pentogramme oder sogenannte Drudenfüße. Wir finden überdies, daß sie theils aber auch bloße Bauhütten- oder Steinmetzzeichen, theils endlich Schlüssel zu alten Bausagen (wie zu Wien von Buchsbaum's Fall) zu sein pflegen.

Man findet außerdem, daß die Wahrzeichen aus eigentlichen Landeswappen als Gerichtszeichen (wie der Werkmatz zu Rochlitz, der dumme Junge zu Meißen u. s. w.) entstanden, oder aus den mißverstandenen Städtewappen (wie der Wappenstein mit der trügerischen Inschrift, ehemals am Töpferthore, jetzt Rathhause zu Nordhausen) hervorgegangen sind. — Viele Wahrzeichen der Städte bestanden ferner nicht selten in mancherlei dem Volke unerklärlichen oder ihm komisch erschienenen Figuren an Kunstuhren (so der Schnapphans zu Jena und der schnappende Mohrenkopf zu Großenhain), ebenso in auffälligen Bildwerken an Kirchen, wie z. B. das garstige Ding an dem Chore der alten Kreuzkirche zu Dresden, wie auch das sogenannte „Schemhamphoras" zu Magdeburg, Wittenberg u. s. w., d. i. die Sau mit den Juden. Ingleichen bestanden sie in Bildern von Dombaumeistern, wie das Bild Bohnensack's zu Magdeburg und Buchsbaum's zu Wien, oder in Stadtamuletten, die aus alten sogenannten Drudenbäumen entstanden sind, namentlich der „Stock im Eisen" zu Wien, und ganz vorzüglich auch in Kunstwerken und Gewerbsproducten seltener Art, wie z. B. die thönerne Kanzel zu Strehla an der Elbe und der große Topf zu Penig u. s. w. — Sie waren ferner nicht nur kaiserliche Obergerichtszeichen, wie sämmtliche Rolands- Rugilands oder Rothlandssäulen, sondern auch sogar eigentliche Strafwerkzeuge, namentlich sogenannte „Schandsteine" an Rathhäusern, z. B. die Büttelsflasche zu Budissin, der steinerne Weibskopf zu Mühlhausen im Sundgau, die „Bläke" genannt, u. s. w., oder wirkliche Hinrichtungsapparate, wie zu Schwä-

bisch-Hall am Gelbinger Thore, wo noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Vorrichtung am Thurme desselben zu sehen war, in welcher der sogenannte deutsche Diel („welsche Falle" auch genannt), oder die älteste Köpfmaschine, aus welcher erst die Guillotine entstanden, ihren tödtlichen Gang gehabt hatte. Nicht weniger galten als Wahrzeichen nach der Phantasie und Laune des Volks, oder in Folge einer Uebereinkunft von Seiten gewisser Handwerksverbindungen oft bloße Standbilder oder Köpfe auf Brunnen oder Röhrtrögen, wie z. B. der jetzt ebenfalls beseitigte „Tutzschmann" in Budissin und der Kopf am ehemaligen goldenen Brunnen zu Leipzig, ferner sogar Wirthshauszeichen, mit erst neuerdings erfundenen Sagen (wie es beim Trompeterschlößchen in Dresden der Fall), sowie Heiligenbilder, deren Entstehung oder Beziehung das Volk nicht mehr kannte (so der heilige Nicolaus an der Ecke der Schössergasse in Dresden), desgleichen bloße architektonische Verzierungen, bei welchen die stets geschäftige Volkssage sich besonders erfinderisch zeigte, und endlich sogar einzelne Figuren auf falschgedeuteten Altarbildern in Kirchen und Stationscapellen, wie z. B. der Hahn in der St. Jakobskapelle zu Großenhain und der Mönch mit dem „Credo in unum deum" am Altare in der Paulinerkirche zu Leipzig.

Doch die Mannichfaltigkeit der wirklichen Städtewahrzeichen an dem Aeußern von Gebäuden sowie auch in öffentlichen Bauten ist so ungeheuer, daß es uns in der That sehr schwer fallen dürfte, hier im Voraus schon eine genügende Classification aufzustellen.

Außer den bisher aufgeführten Arten von städtischen

Wahrzeichen begegnen uns überdies noch viele Merkwürdigkeiten der Kunst und Gewerbe auf Rathhäusern der Städte und in den Almereien der Stadtkirchen, so z. B. der Kroppenstädter Vorrath, der in einem künstlich gearbeiteten Becher besteht, an welchen sich eine Sage knüpft; das Peniger sogenannte Chormäntelchen (jetzt in Dresden); die abgehauene Hand des Gegenkaisers Rudolph von Schwaben im Dome zu Merseburg u. s. w. Desgleichen sind sonderbar betrachtete Bilder, von welchen besonders die Sage geht, daß sie nicht von der Stelle gebracht werden könnten (so das wunderbare Bild im Schlosse zu Rochlitz, das sich aber gutwillig vor 12 Jahren nach Dresden versetzen ließ), und künstlich ausgezierte Gemächer, z. B. der Schäfersaal zu Colditz, als Wahrzeichen angesehen worden. Ebenso galten selbst Thürme als solche, besonders aber die berühmtesten Münsterthürme zu Landshut als der höchste, in Wien zu St.-Stephan als der breiteste und zu Straßburg als der schönste, sowie auch andere weniger berühmte, sobald sie vorzüglich eine eigenthümliche Gestalt hatten, wie die „rochlitzer Jupen“, die sogar mehrfach im Sprichworte leben, oder der Fuchsthurm bei Jena, der mit zu Jena's sieben Wunderwerken gezählt wird.

Eine noch andere Art von Wahrzeichen der Städte bildeten die sogenannten Wunderwerke vieler Städte, wobei man natürlich die Siebenzahl spielen ließ. Auch sie gehören unbedingt in die Reihe der Städtewahrzeichen, da sie zumal im Handwerksgebrauche waren, und besonders bei den Bauhandwerkern noch vor etwa 60 bis 70 Jahren eine Rolle spielten. So hatten z. B. Dresden, Jena u. s. w. solche sieben Wunderwerke aufzuzählen, welche mei-

stens zur Erleichterung in besondere Gedächtnißverse zusammengefaßt waren.

Die Mehrzahl der ältern Städtewahrzeichen, welcher Art sie auch sein mochten, hatten eine vorzügliche Geltung seit der Zeit der allmäligen mittelalterlichen Ausbildung der Gewerbsverbände, und spielten sogar eine gewaltige Rolle in der Geschichte des deutschen Handwerksgesellenthums. Denn sie dienten vorzüglich als eine oft bis zum peinlichsten und selbst gewaltthätigsten Pennalismus ausartende Controle, welche die Altgesellen über die zuwandernden Gesellen oder Knappen, wie bei den Tuchmachern und Müllern namentlich die Gesellen hießen, oder Burschen, oder Knechte, wie bei den Schustern, Bäckern und Metzgern oder Fleischern die Gehilfen genannt wurden, führten. Denn diese mußten dem Altgesellen nicht nur angeben, in welchen Städten sie bereits gewesen waren, sondern zur Bekräftigung der Wahrheit ihrer Angaben hatten sie zugleich auch die Wahrzeichen der angegebenen Städte zu benennen und näher zu bezeichnen. Uebrigens ist hierbei nicht zu übersehen, daß der gründlichern Controle wegen nicht alle Handwerker, besonders in größern und besuchtern Städten, namentlich wo es thunlich war, dieselben Wahrzeichen wählten, sondern möglichst von andern Handwerken verschiedene, ja, daß manche oft sogar Zeichen wählten, die vom Volke selbst nicht einmal als Wahrzeichen gekannt und noch weniger anerkannt waren. So wählte man öfter seltene *Erscheinungen* und *eigenthümliche Zusammentreffen* in der *Lage* und *Baulichkeit* der *Städte*. Von dergleichen *Sonderbarkeiten* wurden nicht selten nur vermauerte Fenster (so in Leipzig im Grim-

maischen Zwinger), die Zahl der Fenster, Dachluken und Giebel, Wetterfahnen, Giebelkrönungen, ledige Nischen u. s. w. an öffentlichen Gebäuden, sogenannte Dachreiter oder Thürmchen auf Kirchen, Rathhäusern u. s. w. als Wahrzeichen angesehen, oder man wählte außerdem selbst bloße Standpunkte in einer Stadt, von welchen aus mehre Thürme u. s. w. zugleich gesehen werden konnten, z. B. in Leipzig die Stelle, wo man den Thomas- und Nikolaithurm beim Ausgange des Gewandgäßchens in das Paulinum zugleich erblickt. Nachrichten von derartigen Wahrzeichen sind uns allerdings, was weniger zu beklagen ist, meistens verloren gegangen, und viele derselben sind und mußten bereits im vorigen Jahrhundert durch Neubauten in Wegfall und in Vergessenheit kommen. Uebrigens lagen ursprünglich auch viele nicht durchgängig handwerksgerechte Städtewahrzeichen, die das Volk aber wenigstens dafür ansah, nicht selten in dem bloßen Volkswitze, um sich eigentlich nur gegenseitig damit zu necken, wodurch sie endlich aber doch noch als Wahrzeichen adoptirt wurden, wie z. B. in Leipzig, wo das Volk noch vor dem Bau des Mauritianums zu sagen pflegte, daß die Statue des St. Paulus über dem ehemaligen Eingange zur Paulinerkirche (indem sie jetzt schon die vierte Stelle hat) jedesmal ein Blatt des von ihr gehaltenen Buchs umwendet, sobald sie 12 Uhr schlagen höre (?), und ein ähnlicher alter Volkswitz war sonst in Dresden mit dem Moritzmonumente gebräuchlich, welches im Volksmunde wegen der beiden zu den Seiten stehenden Bildsäulen der Kurfürstin Agnes und Anna die „Horche" genannt, und eben deshalb als Wahrzeichen angesehen wurde.

Endlich wurden selbst die sprichwörtlichen Redensarten über die Lage und Eigenthümlichkeiten der Städte sowie über den Charakter und die Beschäftigung ihrer Bewohner als Wahrzeichen in der Handwerksgesellengeographie betrachtet, so z. B. von Erfurt: „Wenn man zu Erfurt zu Ostern läutet, hört man's zu Pfingsten"; ferner von Meißen: „drei Schlösser auf einem Berge, drei Kirchen auf einem Kirchhofe, drei Städte in einem Thale"; oder von Magdeburg: „Wer in Magdeburg will Bürger sein, — Muß der Frau gehorsam sein", sowie von Merseburg: „Es gleißet so schön von außen wie Merseburg", und von Wittenberg: „Komm zu Wittenberg unters Thur, begegnet dir Schwein, Student oder Hur", oder von Rochlitz: „Das Schloß steht auf lauter Marmor, der Wald auf lauter Gold und der Galgen auf reinem Silber", und endlich auch von Zwickau: „Die Zwickauer leben in Meißen und werden im Voigtlande begraben" u. s. w.

Hierher gehörten aber auch die verschiedenen Biernamen der Städte, z. E. zu Leipzig Raster, Wittenberg Kukuk, Delitzsch Kuhschwanz, Jena Dorfteufel, Halle Puff, Breslau Schöps, Halberstadt Broyhahn, Gardelegen Garley, Kyritz Mord und Todtschlag, Güstrow Kniesenack, Ratzeburg Rumuldeus, Wettin Reutterling, Osnabrück Buße, Herford Ramne, Eckernförde Cacabulle, Boitzenburg Bieth den Kerl, Hadeln Sähl den Kerl, Königslutter Duggstein, Münster Koite, Kiel Witte, Eisleben Krabbel an die Wand, Lübeck Israel, Brandenburg Alter Klauß, Colberg Block, Wernigerode Lumpenbier, Marburg Juncker, Zerbst Würze, Braunschweig Mumme, Goslar Gose u. s. w., wozu auch noch öfter Verse gehörten, so z. B.:

„Es ist ein wunderliches Bier die goslarische Gose:
Denn wenn man glaubt, sie sei im Bauch, so ist sie —
in der Hose.“ —

Es war daher ein unbedingtes Erforderniß, für jeden Handwerksburschen, Gesellen, Knappen oder Knecht, daß er, sobald er in einer Stadt in Arbeit trat, oder auch nur das Geschenk erhielt, um dann wieder weiter zu wandern, sich ohne Weiteres um das Wahrzeichen des Orts kümmerte, sich dasselbe genau ansah und sich genau erklären ließ, auch die dazu gehörigen Legenden, Sagen, Märchen, Volkswitze, Sprichwörter und Gedankenverse sich möglichst einprägte, damit er darüber in der Stadt, wo er wirklich wieder in Arbeit kam, sobald er auf der Herberge sich einlegte, das Examen des Altgesellen in dieser Beziehung zur Zufriedenheit bestehen könne, weil er sonst im Gegentheile in die Strafe des Taufens, Hobelns, Verklopfens oder Prellens verfiel.

Die Kenntniß der Wahrzeichen vertrat also genau genommen zu jener Zeit, wo man auf sogenannte Kundschaft oder den bloßen Lehrbrief wanderte, die Stelle der damals noch nicht gebräuchlichen Wanderbücher und der Visa in denselben, die freilich erst eine polizeiliche Erfindung der Neuzeit sind; daher diese auch mit einem Male die Wahrzeichen bei dem Handwerkswanderverkehre unnütz machten und so endlich sogar außer allen Gebrauch gesetzt haben.

Nachdem nun in der Neuzeit dadurch die Wahrzeichen sozusagen ihre moralische Bedeutung verloren hatten, so mußte natürlich auch immer mehr ihr historischer Werth beim Volke sinken. Man betrachtete sie von nun an als

bei Seite gesetzten Rummel, und war seitdem auch weit weniger auf ihre materielle Erhaltung bedacht, wodurch es selbst nothwendig dahin kommen mußte, daß man nur zu bald ihre ursprüngliche Bedeutung und Entstehung gänzlich vergaß. — Wir betrachten jedoch diese Einleitung nur als Andeutung.

I.

Die leipziger Wahrzeichen*).

Es waren in der That in früherer Zeit nur sehr wenige Städte Deutschlands so reich an sogenannten Wahrzeichen, als gerade das von ganz Europa besuchte Leipzig, das man außerhalb Deutschlands besser als ganz Sachsen kannte. Von Leipzigs Wahrzeichen waren eigentlich nicht alle wirklich handwerksgerechte, und von ihnen sind einige sogar ganz in Vergessenheit gekommen. Als die vorzüglichsten und bei der Wanderschaft gebräuchlichsten waren das Pöntermännel am Paulinum, das Hufeisen an der Nikolaikirche, die Faustbilder in Auerbach's Keller, der

*) Was uns Hr. Dr. Gräße in seinem sogenannten Sagenschatze von Leipzigs Wahrzeichen mitgetheilt hat, muß uns erst recht eine Aufforderung sein, mit Ernste der tiefern Bedeutung dieser keineswegs zufälligen Merkzeichen aus der Vorzeit Tagen nachzuspüren und auch Andere zum Nachdenken darüber zu veranlassen. Besonders seltsam ist, daß er den Sackesel an der Wasserkunst bei dem Ranstädter Thore sucht, ein Beweis, daß er Leipzigs ältere Topographie dabei gar nicht berücksichtigte. Ebenso wenig ist, wie wir sehen werden, das Hufeisen an der Nikolaikirche „unten an der Erde in einem kleinen viereckig ausgemauerten vergitterten Löchlein", wobei sich der verehrte Sagensammler wol nur unbeholfen ausgedrückt haben mag. Endlich ist uns durchaus kein „Thorweg des Gewandgäßchens" bekannt.

Kinderkopf am Kramerhause, der Eselsbrunnen am Ranstädter Thore und die Karthaunenkugel an der Johanniskirche bekannt. Außer diesen gab es jedoch nach der Volksansicht noch mehre, die später zum Theil weniger beachtet waren, von denen gleichfalls einige im Handwerksgebrauche gewesen sind.

1. Das Pöntermännel.

Das nach seiner Ueberschrift sogenannte „Poenitere“, welches man vulgo das „Pöntermännel“ oder die „Böndermummel“ nannte, und was sich sogar in dem endlich ebenfalls verschwundenen Volkssprichworte: „Du hauchst zusammen“ oder „Du machst ein Gesicht wie's Pöntermännel“ oder „Böndermummel“, noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts erhalten hatte, war unter Leipzigs noch jetzt vorhandenen Wahrzeichen unstreitig das älteste und deshalb schon das interessanteste. Es diente nicht nur als bloßes Wahrzeichen den an ihm vorüberziehenden Handwerksgesellen, sondern es hatte eine bei Weitem ernstere Bedeutung. Es war nämlich gleichsam das letzte Stationszeichen für die zum Hochgerichte oder zum Tode mittels des Rades und der Ertränkung durch die Pforten des alten, stark verwahrten Grimmaischen Thores wandelnden Delinquenten, wie uns schon seine Ueberschrift: Poenitere (d. i. werde von Reue erfüllt!) verräth. Es war daher keineswegs „ein Spottbild für die dort ebenfalls nach dem Schuldthurme vorübergeführten Wechselschuldner und Bankrottirer“. Dieses in der That seltsame Bild befand sich nämlich neben dem alten Schuldthurm, auf dessen Stelle seit etlichen 20 Jahren das Café français sich verführerisch erhebt, und zwar war dasselbe an der

Mauer einer Halle angebracht, welche den obern Theil des ehemaligen Pauliner Kirchhofs begrenzte, und für die Do=



Das Pöntermännel.

minikanermönche ein Austritt aus dem Kloster gewesen sein soll, also etwa in der Gegend des östlichen Theils des jetzigen Mauritianum. Vermuthlich war diese Halle,

welche eigentlich wol nicht zum Klostergebäude gehörte, auch schon am 8. Juni 1637 abgetragen wurde und zuletzt zur Aufbewahrung der Feuerleitern und Löschgeräthschaften gedient hatte, ein Kapellchen gewesen, in dem die in der Seelsorge allezeit fertigen Dominikaner unter dem Läuten des Malefizglöckchens dem Delinquenten den letzten Trost der Kirche spendeten; wenigstens soll es später bis zur Zeit der Reformation (1533) gewöhnlich gewesen sein, daß vor dem Poenitere der dort aus dem Kloster in den Zug eintretende Dominikaner den Verurtheilten übernahm und ihn von dort aus auf seinem letzten Lebensgange, unter religiösem Zuspruche, begleitete. — Die Gestalt dieses eigenthümlichen Bildwerks, das, seiner ganzen Form nach zu urtheilen, aus dem Ende des 14. oder dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammen könnte, zeigt uns aber nicht, wie Dr. Gräße (Frühern nachredend) will, obschon er sich doch auf die gute Abbildung bei Vogel (Chronicon, S. 122) beruft, „ein Männchen in einen Trauersack gehüllt und sich in den Kopf kratzend, als bereue er etwas oder als sei ihm etwas mißglückt", — sondern es gibt vielmehr das Bild einer zum Tode des Säckens vorbereiteten Person, der die Hände übers Kreuz zusammengebunden sind, während der untere Theil des Körpers von einem Sacke fest umschlossen ist. Eine von uns früher gehörte Erklärung dieses Bildes war wenigstens geistreich, wenn auch unwahr. Es sah nämlich Jemand in dieser für den Laien in der Geschichte allerdings seltsamen Figur die bildliche Darstellung der Seelenauferstehung aus der verpuppten Mumie des Körpers. — Die Strafe des Säckens, über deren Alter man eigentlich wol noch etwas in Ungewiß-

heit ist *), da die ältern Chronisten uns zu Wenig über die Todesstrafen aufbewahrt haben, wurde gewöhnlich nur an Capitalverbrechern, an Aeltern-, Kinder- oder Gattenmördern, oder an Giftmischern vollzogen. Zur Gesellschaft erhielt der Verurtheilte gewöhnlich einen räudigen Hund oder Affen (wenigstens im Bilde), oder statt dessen eine Katze, einen Hahn und eine Schlange, die allerdings nicht die friedlichste Gesellschaft gewesen sein mögen, mit in den ziemlich engen Ledersack, der dem Verbrecher, sobald er vom Scharfrichter die Wendung in das geöffnete Sturzloch erhalten hatte, noch über dem Kopfe zugezogen ward. Da das Bild des Pöntermännels schon vor der Reformation vorhanden war, so wäre es gewissermaßen dafür ein Beleg, daß die Strafe des Säckens vielleicht ebenso alt war als die des deutschen Diels (jetzigen Fallbeils), die auch Jahrhunderte außer Gebrauch gewesen, und völlig in Vergessenheit gekommen war. Das Säcken soll aber in Leipzig links vom innern grimmaischen Thore in dem ehemaligen „Kätztümpel", der noch auf einem Plane Leipzigs von 1749 zu sehen ist, vollzogen worden sein, zu welchem Festungswasser man durch eine Oeffnung von der Thorumwallung aus gelangte, wovon noch bis zum Abtragen des Thores (nach 1830) Spuren an den Umfangsmauern zu sehen waren. Ob nun das Poenitere früher schon die Kapelle bezeichnete,

*) Schon bei den Germanen war das Ertränken oder Ersticken in Sümpfen eine ehrlose Todesstrafe. Gesetzlich festgesetzt ward erst die Strafe des Säckens in der III. Constitution des 4. Theils der Criminalia für Sachsen vom Kurfürsten August, da früher die Schöppenstühle ungleich in oben angeführten Fällen entschieden hatten. Aufgehoben ward sie erst am 17. Jan. 1761, und an ihre Stelle trat die Strafe des Rades.

in welcher der zu Säckende eine letzte Zusicherung der Seligkeit erhielt, oder ob dasselbe ursprünglich das Entrée des benachbarten Executionsortes selbst bezeichnete, darüber wollen wir nicht entscheiden. Vielleicht ist einem Andern aufbehalten, uns später darüber besser belehren zu können.

2. Das Hufeisen an der Nikolaikirche.

Diesem Hufeisen, das, sowol seiner Form nach zu urtheilen, bei Weitem neuern Ursprungs sein mag, als man gewöhnlich annimmt, als auch hinsichtlich seiner Größe nicht gut als Hufbeschlag eines Pferdes gedient haben kann, hat nicht nur die Heiligen-Legende, sondern auch die allgeschäftige Sage, welche gern Alles, was einer geschichtlichen Feststellung ausweicht, zu erklären bemüht ist, einige Geschichtchen untergebreitet, die allerdings historischen Klang haben, aber doch keineswegs die Probe aushalten.

Das älteste Geschichtchen davon, das die Chronisten allerdings nicht erwähnen, das aber noch heutzutage im Munde des Volks lebt, und, genau genommen, der mittelalterlichen Heiligen-Legende entsprossen ist, an vielen Orten Geschwister und Geschwisterkinder findet, hat Widar Ziehnert im zweiten Bande (S. 1 fg.) der Volkssagen Sachsens poetisch bearbeitet. Die fast an allen Orten slawischen Ursprungs, welche ihren Namen aus Lipa oder Lupa gebildet haben, sowie an Orten muthmaßlich deutscher Entstehung auf „Linden" sich findende Legende vom Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm (slawisch lipowec), der aus einem nahen sumpfigen Bruche hervorbrach und die umliegende Gegend unsicher machte, tödtete, wobei auch gewöhnlich die Preisgebung einer Königstochter im Spiele, ist auch beim Hufeisen der Nikolaikirche herbeigeholt wor-

den, um die Entstehung dieses räthselhaften Hufeisens zu erklären. Es ist allerdings seltsam genug, daß außerdem fast alle Orte, welche noch jetzt die Bezeichnung Brühl,



Das Hufeisen an der Nikolaikirche.

alt Broel, oder Brogel, Brögel, Bruch und Prudel für einen ihrer Stadttheile besitzen, gleichfalls die Sage vom Lindwurme oder Drachen haben, und daß namentlich an

einigen Kirchen dieser Orte, außer einem aufgehängten Hufeisen von Riesengröße, auch noch in sehr alten Steinreliefs der Kampf mit dem Lindwurme ausgeführt ist. Auch in der größten Nähe der Nikolaikirche zu Leipzig war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts auf der Abendseite, dem Schuhmachergäßchen gegenüber, ein großer Röhrtrog, aus dem sich auf hoher Säule in gothischem Geschmacke ein Ritter St. Georg, mit dem Lindwurme kämpfend, erhob. — Daß jedoch das Hufeisen an der zu Anfange des 17. Jahrhunderts für die sogenannten Topfgewölbe erbauten Mauerumfassung, welche das ältere Hochchor der Nikolaikirche umschließt, in keine Beziehung zum Ritter St. Georg gebracht werden kann, da dessen Kampf mit dem Drachen doch eigentlich nur eine Symbolisirung des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum ist, sondern daß vielmehr dieses Hufeisen erst von der spätern Volkssage für diese weit ältere Legende adoptirt worden ist, bedarf wol keiner weitern Erinnerung.

Eine zweite Erklärung dieses Wahrzeichens suchte sich der Volksglaube aber auch noch in weit späterer Zeit. Das eilende Roß des von der Volkssage gleichfalls vielfach beliebäugelten meißener Markgrafen Dietrich's oder Theodorich's, des „jüngern Landgrafen von Thüringen", den der Volksmund stets nach dem ihn von seinem Oheim, dem Markgrafen Dietrich dem Weisen, unterscheidenden Namen „Diezmann" nannte, sollte dasselbe, bevor der Markgraf in der Nacht vom Grünen Donnerstag zum Charfreitage des Jahres 1307/8 in der Dustermette, aber nicht in der Christmette, durch einen Meuchelmörder tödtlich verwundet ward, verloren haben. E. von Felsthal (Steinau und nach ihm Gräße) erzählt diese Sage in des deutschen

Volkes Sagenschatze (S. 275) ausführlich, freilich aber mit vielen der Geschichte gänzlich zuwiderlaufenden Thatsachen. Eine Variante dieser Sage, die sich allerdings besser hören läßt, ist die, daß das Pferd des Markgrafen in der Nähe der Nikolaikirche störrig geworden sei, daß es sogar seinen Herrn abgesetzt und mit den Hinterhufen gewaltig ausgeschlagen habe, wobei es auch einen so kräftigen Schlag gegen die Kirchenmauer gethan, daß man die ganze Form des Hufeisens in der Mauerberappung gesehen hätte und daß man später zum Angedenken ein Hufeisen an dieser Stelle angebracht haben soll. — Nach Vogel's Chronicon soll endlich dieses Hufeisen einem Schmiede zu Ehren angeheftet worden sein, welcher der Kirche zu St. Nikolaus ein bedeutendes Vermächtniß legirt hatte, was sich noch am Ehesten hören läßt.

Das Vorkommen von dergleichen Hufeisen an oder selbst in Kirchen, namentlich bei den dem St. Nikolaus geweihten, in romanischer sowie gothischer Bauart, ist in der That nicht ungewöhnlich. Die mit derartigen Wahrzeichen verbundenen Sagen oder Legenden kommen übrigens meist auf Eins heraus und wechseln gewöhnlich nur in dem Namen des Helden, von dessen Rosse das Hufeisen stammen soll. — Ein ähnliches Hufeisen findet sich in Nürnberg mit der Sage von einem Rittersprunge, ein Anderes ist sogar in der Domkirche zu Wexiö in Schweden aufgehangen, von dem die Sage geht, daß Odin's Roß Sleipnir dasselbe verloren habe, als dieser abgesetzte Gott des nordischen Alterthums, welcher gerade seinen Zug über die Berge hielt, während das erste Geläute zur ersten christlichen Messe rief, darüber heftig erschrak und dabei sein Roß einen gewaltigen Schlag gegen einen Felsen

führte. — An der Südseite der Stephanskirche zu Tangermünde ist ferner ein Hufeisen und außerdem noch eine eiserne Fußsohle eingemauert, und es geht von beiden Wahrzeichen die Sage, daß, weil den Bau dieser Kirche sowol die Schmiede als die Schuhmacher unterstützten, das Hufeisen, sowie die Schuhsohle eigentlich nur dafür die Zeichen wären, wieweit jedes dieser Gewerbe den Bau gefördert hatte. — Zwei Hufeisen, die jetzt nur aus Holz gefertigt sind, hängen ferner in der Kirche zu Schwarzenstein im rastenburger Kreise, die nach Ziehnert's preußischen Volkssagen (II, 91) von der Wirthin des Dorfes Eichmedien, welche der Teufel als Stute davonritt, die jedoch noch durch die Langsamkeit eines Schmiedes gerettet ward, worauf wir später zurückkommen werden, herrühren sollen. — Vier Hufeisen waren früher auch an der Hauptthür der alten Kirche zu Ellrich angenagelt, die seit dem Einsturze derselben in dem Pfarrhause aufbewahrt werden. Von ihnen geht nach Grimm (D. S. 354) die Sage, daß ein Graf Ernst von Klettenberg eines Sonntags Morgens nach Ellrich geritten sei, um daselbst den ausgesetzten Preis einer Goldkette durch Trinken zu gewinnen. Nach erlangtem Preise wollte er eben nach Klettenberg zurückkehren, als er im Vorbeireiten in der Nikolauskirche die Vesper singen hörte und im wilden Taumel in die Kirche bis zum Altar ritt; doch kaum hatte das Pferd die Stufen berührt, als ihm die vier Hufeisen abfielen, und Roß und Reiter niedersanken. — Nach Sagittarius war auch an der St. Bonifaziuskirche zu Heilsberg bei Jena ein großes Hufeisen angenagelt, das nach der Volkssage vom Rosse des genannten Heiligen herrühren, nach Anderen jedoch das Zeichen der von einer verwitweten Gräfin von Schwarz-

burg dem Dorfe ertheilten Gerechtigkeit sein soll, für den Ort allein einen Hufschmied einsetzen zu können.

Es ist überhaupt mit Gewißheit anzunehmen, daß Hufeisen an Kirchen entweder darauf hindeuten, daß vorher an der Stelle derselben ein Odinstempel war und daß die christlichen Bekehrer dieses den Bekehrten so lieb gewordene Heilszeichen, dem man sogar talismanische Kraft zuschrieb, deshalb aufhingen, um ihnen wenigstens Etwas vom gewohnten Cultus zu lassen, oder daß sie vielleicht anzeigen sollen, daß sich im Mittelalter bei dieser Kirche eine Eligiana Societas Charitaris Christianae befand, d. h. eine Gesellschaft in „Noth und Tod", die sogar die Pesttodten zur Erde bestattete, welche im 7. Jahrhunderte vom Bischof Eligius von Soissons zu Bethune, in der Grafschaft Artois, zuerst gestiftet worden. Denn dem St. Elegius oder Elogius (französisch Eloy) war das Hufeisen heilig, ja, er ward sogar von den deutschen Schmieden als Schutzpatron verehrt und der 23. Juni war ihm als Festtag geweiht.

Endlich kann aber auch das Hufeisen, wenn man es namentlich an Nikolaikirchen findet, eine Beziehung zum heiligen Nikolaus selbst haben, da dieser in allen christlichen Ländern am Meisten bekannte Heilige genau genommen im Volksglauben die ehemalige hohe Stelle des Odin einnahm, daher er auch bei seinen alljährlichen Umzügen im December als geharnischter Reiter gedacht wurde, welchen selbst die Kinder am 5. bis 6. Dec. dadurch zu ehren und gütig zu stimmen suchten, daß sie für sein Pferd einen Schuh voll Hafer hinsetzten.

Ueberhaupt haftete nach dem Volksglauben am Hufeisen schon seit undenklicher Zeit Etwas Geheimnißvolles; so hängen die Irländer gefundene Hufeisen als Heils-

zeichen über ihre Thüren, und auch selbst der deutsche Bauer mehrer Gegenden betrachtet den Fund eines Hufeisens noch jetzt als ein Glück, weshalb er es mit nach Hause nimmt und sofort an seinem Hause annagelt.

3. Der sogenannte Kinderkopf am Kramerhause.

Das Kramerhaus, welches die rechte Ecke des Kupfergäßchens zum Neumarkte bildet, gehörte vor 1654 einem gewissen Friedrich Pretzschner, aus dessen Besitze dasselbe am 25. Juli gedachten Jahres durch Subhastation (das Schicksal vieler Häuser Leipzigs nach dem den Bürgerstand ruinirenden Dreißigjährigen Kriege) für 1500 Fl. an die Kramerinnung überging. In der ersten Etage neben dem ersten Fenster der Ecke befindet sich ein aus Sandstein hautrelief ausgehauenes Kinderbrustbild, das man ehedem ebenfalls für ein Wahrzeichen Leipzigs ansah. Daß dieses Brustbild, ohne etwa eine Zier des übrigens einfachen Hauses abzugeben, eine Bedeutung haben müsse, ist einleuchtend; ob es aber auf Grund der von ihm gehenden Sage hier seine Stelle erhielt, ist durch nichts erwiesen. Es soll nämlich aus diesem Hause während des Dreißigjährigen Krieges das dreijährige Knäblein eines armen Zimmerlings, das er nach dem kurz vorher erfolgten Tode seiner Frau ohne Aufsicht im Hause gelassen hatte, während er auf Arbeit ausgegangen war, vom Fenster herabgestürzt, doch durch Gottes allwachende Fürsorge, die sich häufig im Alltagsleben an den unbewachten Kindern herrlich bewährt, mittels seines Kleidchens an einem vor dem Hause aufgestellten Pfahle, der zum Aufstecken der Pechpfanne, welche für die damals noch gewöhnliche Straßenbeleuchtung diente, hängen geblieben und so ohne allen

Nachtheil auf dem Boden angekommen sein. Gegen diese Sage läßt sich nichts einwenden, zumal die leipziger Chronisten unter dem 31. März oder 1. April 1624 aus-



Der sogenannte Kinderkopf am Kramerhause.

drücklich, aber ohne nähere Angabe der Straße (wie sehr gewöhnlich), berichten, daß ein Kind häuptlings vom Fenster auf die Straße gefallen sei, ohne dabei nur im Mindesten Schaden zu nehmen. Doch kann es aus dem jetzi-

gen Hause nicht geschehen sein, da das alte, nicht massive Pretzschner'sche Haus von der Kramerinnung nach 1654 völlig abgetragen und dafür das jetzige, anfänglich nur zwei Stockwerke hoch, massiv ausgeführt ward und erst im Jahre 1699 das dritte Gestock erhielt. Merkwürdig ist es übrigens, daß Vogel, der in seinem Chronicon das Haus ziemlich genau beschreibt, nichts von diesem Kopfe erwähnt, da er doch sonst an andern Baulichkeiten dergleichen Merkmale gewöhnlich nicht übersah. Trotzdem könnte man annehmen, daß der Vorfall, welcher, da er sogar in die Chroniken überging, gewiß Aufsehen in dem damals noch sehr bescheiden großen Leipzig gemacht haben dürfte, auch schon gleichzeitig durch ein Zeichen topographisch verewigt worden sei, und daß die Kramerinnung beim Neubaue diesem Kinderkopfe ebenfalls wieder seine Gerechtigkeit als Wahrzeichen widerfahren und ihn deshalb in derselben Höhe von Neuem einmauern ließ. Woher Ziehnert, der diese Sage (Sächsische Sagen, Bd. I, S. 131 fg.) mit aufführt, dieselbe genommen, ist uns unbekannt; jedenfalls hat sie der zu früh verewigte fleißige Sammler dem Volksmunde abgelauscht, und wir erinnern uns selbst, vor etwa 40 Jahren noch davon gehört zu haben. Da übrigens zwei andere Annalenberichte von ähnlichen, glücklich abgewendeten Unglücksfällen mit Kindern nach Straße und Haus u. s. w. genauer bezeichnet sind (im Mai 1603, auf der Grimmaischen Gasse in Bürgermeister Meyer's Hause und am 20. Juli 1617 vom Schuhhause), so scheint um so mehr die oben erwähnte Chroniknotiz für unsere fragliche Volkssage zu passen.

Außer diesem Kinderbrustbilde sind aber noch zwei weniger beachtet gewesene Wahrzeichen in Leipzig vorhanden

die keineswegs im Handwerksgebrauche waren, an die sich aber nach Ziehnert freilich völlig zeitlose Sagen knüpfen.

4. Die steinerne Eule auf der Petersstraße.

Das erste derselben ist eine steinerne Eule, welche in einem Hause auf der Petersstraße und zwar in einer kleinen Nische des Hofes aufgestellt ist, die durch folgende Sage erklärt wird. Ein Pförtner jenes Hauses war außerordentlich schlaftrunken, sodaß er seinen Posten so schlecht verwaltete, daß die Bewohner des Hauses sich oft in die traurige Nothwendigkeit versetzt sahen, ganze Nächte hindurch, sobald sie sich verspätet hatten, vor dem Hause zu rasten, weshalb sie beim Hauswirthe ernstlich klagbar wurden. Die erste Folge davon war, daß der Hausherr den verschlafenen Pförtner zu verabschieden drohte. Als der Bedrohte wahrhaft darüber in Verlegenheit war, wie er es in der That anfange, seiner Pflicht von nun an Genüge zu leisten, um in dem Brote zu bleiben, trat der Teufel in der beliebten Gestalt eines schlichten Junkers zu ihm ins Zimmer und bot ihm seine Dienste mit der bekannten Gegenbedingung der Seelenverschreibung an. Der Herr Urian wollte nämlich zehn Jahre hindurch jede Nacht in Gestalt einer Eule die Wache für ihn übernehmen und ihn zur gehörigen Zeit, sobald Jemand Einlaß verlange, wecken. Der Pförtner erzitterte zwar anfangs vor diesem Liebesdienste, doch, da es ihm der Teufel so süß vormachte, und er doch gern mit Bequemlichkeit in seinem guten Posten zu bleiben wünschte, so schlummerte alsbald sein Gewissen nach dem anfänglichen Schrecken, mit dem Teufel ein Bündniß abgeschlossen zu haben, ein. Das Pakt ward vollzogen und mit dem Herzblute vom linken Arme des Pförtners unter=

zeichnet, und von der Nacht an erschien die Eule und that zehn Jahre lang ihre Schuldigkeit so, daß sich Niemand ferner über die Schlaftrunkenheit des Thürwärters zu beklagen hatte. — Doch, als die zehn Jahre verflossen waren, soll man eines Morgens den Pförtner im Bette mit verdrehtem Genicke todt gefunden haben. (Ziehnert III, 239.)

5. Das Kind auf dem Apfel im Halleschen Gäßchen.

Ein zweites angebliches Wahrzeichen, mit gleichfalls zeitloser Sage, soll das an dem rechten Eckhause des Halleschen Pförtchens und Brühls über dem zweiten Eingange im Gäßchen rund in Stein ausgeführte, auf einem Apfel stehende nackte Kind sein, an welches nach Ziehnert (a. a. O. Bd. III, S. 244), dem auch Gräße (im Sagenschatze, wo zuverlässig topographische Kritik nöthig gewesen wäre) unkritisch genug nacherzählt hat, die Sage sich knüpfen soll, daß ein Knabe von guten Geistesgaben, der auf dieser Gasse in der Nähe des Hauses auf einen Apfel trat, sich strauchelnd zum allgemeinen Bedauern Derer, die ihn kannten, zu Tode gefallen habe. — Vogel und alle Anderen wissen Nichts von diesem Bilde; auch ist uns, die wir in der Nachbarschaft desselben unsere frühere Jugend verlebten, nie von dieser angeblichen Sage Etwas zu Ohren gekommen. Wer übrigens einigermaßen Leipzigs Topographie kennt und außerdem das Bild sich genauer betrachtete, wird leicht finden, daß diese Sage sehr hinkend ist und daß man es nur entweder mit einer der früher in den deutschen Städten vor Einführung der Hausnummern sehr gewöhnlichen Hausbezeichnungen oder mit dem Aushängeschilde eines in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichteten Bierschankes und spätern Kaffeehauses zu

thun hat, das schon im leipziger Addreßkalender von 1750 den Namen „Zum goldenen Apfel“ führte. Das auf dem Apfel balancirend stehende nackte Kind ist genau betrachtet nichts weiter als eine damals zu Hausbezeichnungen und bloßen Verzierungen sehr gewöhnliche Amorette. Seit den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts hieß das Haus im Gäßchen der „Martin Leonhard'sche Bierschank“ im „Hällschen Pförtchen“ und der damalige Wirth „speiste“ während der Messe; etwa in den 60er Jahren errichtete Beyer in der zweiten Etage dieses Hauses, das den Haupteingang vom Brühle her hat, ein nobles Kaffeehaus, das noch zu Anfang dieses Jahrhunderts als das „Beyer'sche Kaffeehaus“ nächst dem „Richter'schen“, was damals gegenüber in der zweiten Etage des ehemaligen Romanus'schen, dann Richter'schen und jetzt Dufour'schen Hauses sich befand, bedeutend im Flor war.

6. Der Eselsbrunnen am Rannstädter Thore.

Das eigentlich vierte, vielfach von den Handwerksburschen beachtete Wahrzeichen der Stadt Leipzig war schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts der sogenannte „Eselsbrunnen“ auf dem „Eselsmarkte“ am ehemaligen Rannstädter Thore, welcher mehrfache Erneuerungen erhalten zu haben schien. Dieser Eselsmarkt ist keineswegs mit dem Eselsplatze in der Ritterstraße zu verwechseln, sondern er umfaßte etwa der Länge nach den Platz vor dem „Hôtel zum Blumenberge“, das einen Theil desselben sogar zum Erweiterungsbaue eingeräumt erhielt, und der Breite nach bis nach dem Gasthofe „Taube“ hin. Der Brunnen hatte eine bogenähnliche Nische, in der eines beladenen Esels Bild

erhaben in Stein gehauen erschien, und am Piedestal der Brunnenfassung standen die Verse:

Von Alters her Vielen bekandt,
Wird diß der Eselsmarkt genandt,
Und daß derselben nicht abgehen,
So siehstu hier ein Esel stehen.

Trotz dieser unzweideutigen Erklärung dieser Verse trug sich dennoch das Volk mit der seltsamen Sage: Ein Eselstreiber trieb einst seine beladenen Esel nach der Angermühle, und einen derselben betraf das Unglück, in den damals noch unbedeckten Brunnen zu fallen; er kam jedoch wohlerhalten auf dem Grunde des Brunnens an, und zwar so, daß sogar nicht einmal der Sack ihm vom Rücken gefallen war. Die Leipziger thaten, was anderwärts auch oft der Fall ist: „sie machten nicht nur einen Zaun um den Brunnen, nachdem der Esel hineingefallen war", sondern besorgten sogar einen Bau über den Brunnen, und verewigten noch überdies den geschickten Fall durch ein Denkmal, um das jedoch die Leipziger, die allerdings dieses Monument etwa 50 Schritte davon durch das zweideutige Sitzbild Hahnemann's ersetzt sehen, durch das Abtragen der alten Mauern der Stadt gebracht worden sind.

7. Die Karthaunenkugel an der Johanniskirche.

Ein wirklich fünftes, ebenfalls sehr bekanntes und sogar beliebtes Wahrzeichen war die seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts an der Johanniskirche an einem Eckpfeiler gegen Abend eingemauerte 48pfündige Karthaunenkugel mit messingener Tafel, worauf die Inschrift zu lesen: „Anno 1547 in der leipziger Belagerung den 14. Januar Abends ist J. Dorothea, Anthonii Veidens, Bürgers und Bötti-

chers allhier hinterlassene Tochter, im 15. Jahre ihres Alters, mit hierunter eingemauerter Cartaunen-Kugel in eine Hüfte verletzet und der linke Arm unterm Ellenbogen abgeschossen, und hernach in Christo selig zur frölichen Aufferstehung entschlaffen." — Nach dem Schlusse dieser Inschrift sollte man nun allerdings meinen, daß die so furchtbar verletzte Jungfrau an den Folgen ihrer gewaltsamen Verstümmelung gestorben sei. Doch dem war nicht so: denn alle Chronisten berichten übereinstimmend, daß sie geheilt worden, noch 52 Jahre gelebt und erst am 1. Febr. (nach Anderen am 31. Jan.) 1599 gestorben und bei gedachter Kirche begraben worden sei. Damit übereinstimmend ist auch die Erzählung Ziehnert's (Bd. III, S. 250), welcher den Vorfall noch mit einigen Nebenumständen berichtet. Am 3. August 1540 entlud sich ein schweres Gewitter über Leipzig. Der Böttichermeister Anton Veid, der seine Tochter bei den fürchterlichen Donnerschlägen die Worte laut beten gehört hatte: „Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen!" ward durch das Gebet seines einzigen Kindes daran erinnert, daß er mit Einem seiner Nachbaren lange im Hader wegen dessen unfriedlichen Charakters gelegen, und daß dieser in tiefster Armuth krank danieder liege. Er begab sich in des Nachbars ärmliche Kammer und traf ihn gerade bei dem letzten Abschiede vom Leben, wie er seinen einzigen Sohn segnete. Nachdem der Sterbende vollendet, ließ ihn Veid bürgerlich beerdigen und nahm den Sohn zu sich in's Haus an Sohnes Statt. Dieser erlernte das Böttícherhandwerk, auch war ihm im Laufe der Zeit Dörtchens erblühender jungfräulicher Reiz nicht unbemerkt geblieben, und als er zum Gesellen gesprochen war, hatten sich die Herzen der jungen Leute

bereits in aller Stille gefunden, womit auch der Vater Veid einverstanden war. Jetzt nahm Meister Veid noch einen andern Gesellen an, der früher schon als Söldner bei den Kaiserlichen gedient hatte und deshalb natürlich ein etwas verwilderter Mensch war. Als der Kurfürst Johann Friedrich im Jahre 1547 vor Leipzig rückte, so trat auch Veid's zukünftiger Schwiegersohn nebst dem Gesellen in die Reihen der Vertheidiger. Im Kampfe aber faßte der wilde Geselle den bösen Plan, den Erben Veid's, welcher kurz vorher das Zeitliche gesegnet hatte, aus dem Wege zu räumen, um dann desto ungestörter bei dessen Verlobten nach dem Kampfe als Bewerber auftreten zu können, was er in der Dunkelheit am 14. Jan. 1547 auch hinterlistig im Kampfgedränge ausführte. Als der Feind von den Mauern Leipzigs abgezogen war, eilte der Mörder nach der Wohnung, um sowol der Braut die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams zu bringen, als auch die Einleitung zu seinem Bewerbungsvorhaben zu treffen. Doch fast zu derselben Zeit, als der Mord vollbracht ward, hatte eine 48pfündige Karthaunenkugel, die in das Haus geschlagen, auch Dorchen auf die schon erwähnte Weise getroffen, und der Anblick des in ihrem Blute liegenden Mädchens scheuchte den bösen Gesellen sofort von dannen. Dorchen ward aber merkwürdiger Weise geheilt und überlebte, wie wir schon wissen, noch einige 50 Jahre ihr herbes Misgeschick.

8. Auerbach's Hof, Auerbach's Keller und die beiden dort befindlichen „Faustbilder“.

Genau genommen handelt es sich hier gleich um drei verschiedene Wahrzeichen Leipzigs: denn nicht allein die

beiden in historischer wie in artistischer Hinsicht gleich interessanten Bilder im sogenannten Auerbach'schen Keller, sondern auch der Keller selbst, ja, noch weit mehr, das ganze Auerbach'sche Grundstück sogar galten seit mehr als 300 Jahren als anstandsvolles Wahrzeichen, weniger für





Die Faustbilder in Auerbach's Keller.

die wandernden Handwerksgesellen, als vielmehr für die den europäischen Stapelplatz besuchenden Kaufleute. Auch waren die Leipziger stets stolz auf dieselben; wie uns namentlich die Chronisten durch mehre aufbewahrte Gedächtnißverse, auf die wir zurückkommen werden, darthun.

Der Urheber *) dieser drei, durch ganz Europa seit mehr den 30 Decennien bekannten leipziger Wahrzeichen war der bekannte Freund und Verehrer Luther's, Dr. Heinrich Stromer (auch Strohmer), ein nobler „Stromer" in Leipzigs Annalen, der aber, nach der Mode jener Zeit, weit mehr bei Andern nach seinem Geburtsorte, Auerbach bei Straubing, Dr. Auerbach hieß, sowie bekanntlich auch Bugenhagen meistens von Luther und seinen Freunden „Dr. Pommer" genannt wurde. In den alten Universitätsmatrikeln steht er stets: „Henricus Stromerus Auerbachio-Bavarus" eingetragen. Einige Geographen nennen ihn „Heinrich Strohmair" (ein alter baierscher Familienname), wonach also der Name Strohmer nur eine der damals sehr gewöhnlichen Namensverkürzungen wäre. Nach Einigen war er 1482, nach Andern schon 1466 im Städtchen Auerbach in der Oberpfalz geboren, hatte in Leipzig studirt, ward 1502 daselbst Magister und 1508 zum Rector gewählt, 1509 Collegiat des großen Fürstencollegiums, promovirte 1511 als Dr. medicinae, war 1523 Dekan der medicinischen Facultät und fungirte zugleich eine Reihe von Jahren als Leibarzt des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, sowie dessen Bruders, des Kurfürsten Al-

*) Die Idee, welche bei Anlegung dieser Bautenanlage den Erbauer geleitet hatte, war in einer Inschrift seiner Wohnung ausgesprochen:

Aedificandi omnis ratio a necessitate primum orta est, eam post aluit commoditas et honestavit usus; ultimum fuit, ut voluptati quoque non nihil indulgeretur (Jede Veranlassung, zu bauen, ging von der Nothwendigkeit aus, diese hat nachher die Bequemlichkeit genährt und der Gebrauch geheiligt; das Letzte war, daß man auch nicht minder das Vergnügen dabei begünstigte).

brecht zu Mainz, und des Kurfürsten Friedrich und des Herzogs Georg von Sachsen.

Keineswegs zu verwechseln mit diesem ist der später als weimarischer Kanzler bekannte Joh. Stromer aus Auerbach in der Oberpfalz, der, erst 1526 (22. Juli) geboren, anfänglich zu Wittenberg und dann zu Leipzig studirte. *)

Dr. Heinrich Stromer kaufte im Jahre 1519 das Haus, welches zunächst an das jetzige Thomä'sche Haus stieß und dem seit 1488 gewesenen Rathsherrn Hans Hommelhayn gehörte, dessen Vater, ebenfalls Rathsmitglied seit 1456, sich Bartol Hammelshain schrieb. Auch heirathete Stromer dessen Tochter Anna im Jahre 1522, kaufte, nachdem er 1520 in den Stadtrath gewählt worden war, noch mehre Nachbarhäuser, namentlich die an den Neuen Neumarkt grenzenden dazu und verband, nach den meisten Angaben 1530 bis 1538, sie zu einem Grundstücke, woraus der ursprünglich „Stromer'sche" oder seit 1550 sogenannte „Auerbach'sche Hof" entstand, der für die „Leipziger Märkte", wie die Messen noch im 16. Jahrhundert hießen, ein wichtiger Platz **), besonders anfänglich für den Verkehr der Reichsstädte Augsburg, Nürnberg u. s. w.,

*) Von ihm als Student stellte Luther einst bei Tische das Prognostikon, daß er einst ein großer Mann werden würde. Er widmete sich anfänglich der Theologie, dann der Medicin und endlich der Rechtswissenschaft.

**) Nach des Raths-Obervoigts Reichold Collectaneen waren im Auerbach'schen Hofe „100 Gewölbe, die darin befindlichen Buden ungerechnet, zwei schöne Bilderhäuser, beneben schönen Zimmern, Stuben, Logiamentern, auch einem schönen Reisigen-Stall, darin die Kaufleute ihre Pferde stehen haben u. s. w."

ward. Nach dem Tode dieses thätigen, verdienstvollen Mannes, im Jahre 1542 (25. Nov.), ging seine für jene Zeit großartige Bautenanlage auf seine beiden Söhne und sechs Töchter, die sich an Doctoren verheiratheten, erblich über.

Der schon sehr frühe Gebrauch in dem speculativen Leipzig, die Kellereien — wegen der bessern Verwerthung der Parterres als Verkaufsgewölbe für den Meßbedarf — zu Schenkstuben nach Art der in allen deutschen Städten seit dem frühern Mittelalter gewöhnlichen Rathskeller zu benutzen, mag auch Dr. Stromer veranlaßt haben, den wahrscheinlich schon früher zu einer Studententrinkstube dienenden Kellerraum des frühern Hommelhayn'schen Hauses noch zu erweitern und den jetzigen Wein- und Speisekeller daraus herzustellen, welcher eigentlich schon seit den mittleren zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts seine Berühmtheit in dem erst nach 1538 berühmt gewordenen Bautencomplexe erlangt hat. — Betrachtet man nämlich den innern, etwas tiefer gelegten Keller, der wirklich auch von der Tradition als der alte berühmte Trinkstubenraum bezeichnet wird, so findet man, daß dieser weit ältern Baues sein muß, als der äußere, an die Grimmaische Gasse stoßende, welcher mehr ein Souterrainraum ist, und unbedingt erst mit dem um 1530 aufgeführten (später mehfach veränderten) Vordergebäude, wie man aus der ganzen Bautenanlage ersieht, seine Erstehung erhalten haben dürfte. Aus der Zeit des Umbaues stammt zuverlässig auch das noch jetzt im Innern der Kellerei aufbewahrte Steinbild, mit der Jahrzahl 1530, welches einen neben einem Fasse liegenden Knaben (Bacchus?) darstellt. Es war in früherer Zeit, wo der Eingang zum Keller etwas

westlicher war, über dem Kellerhalsbogen außerhalb angebracht.

In diesem Keller nun soll nach der Sage, welche noch durch die zwei vorhandenen, in die Wölbung des Kellerraums augenscheinlich passend gemalten Bilder einigen Halt mehr erhielt, der durch ganz Europa bekannt gewordene, Nekromantist und Schwarzkünstler, Teufelsbanner u. s. w. genannte Dr. Johannes Faust einen ihm beliebten Schwank ausgeführt und dabei die Leipziger ebenso sehr in Erstaunen gesetzt haben, als er die Wittenberger, Erfurter *), Heidelberger, sowie die Prager **), bei denen er ebenfalls länger verkehrt zu haben scheint, wiederholt mit dergleichen Schwänken überrascht hat. Gewiß ist, daß der sogenannte Dr. Johann Faust, der den ganz und ziemlich gleichzeitigen Schriftstellern, dem Manlius, Wierus, Joh. Gast, Rausch, Konrad Gesner, Begardi, Phil. Camerarius sowie dem Abt von Tritenheim, Andreas Hondorf u. s. w. und sogar Luthern bekannt war, in Leipzig wirklich verkehrt hat, zumal er mit Johann Victor daselbst befreundet war. — Nicht minder ist es gewiß, daß er namentlich seit 1525 meistens zwischen den Universitätsstädten Leipzig, Wittenberg (wo er seine wesentliche Wohnstätte gehabt zu haben scheint) und Erfurt wechselte, nachdem er früher sich längere Zeit auch zu Heidelberg und noch später zu Prag aufgehalten haben mag. Auch ist nicht zu bestrei-

*) In Erfurt las Faust ein Collegium über Homer und, als seine Zuhörer ihn ersuchten, die Helden des Homer als Geister zu citiren, so erschreckte er sie namentlich durch das Erscheinen des Polyphem, der mit einem Studenten im gierigen Rachen erschien, so sehr, daß sie sich eiligst davon machten.

**) In Prag zeugt davon das sogenannte „Fausthaus“.

ten, daß er, der ursprünglich mit seinem Schützen (Bettelschüler) Wäiger oder Christoph Wagner als Bachant oder fahrender Scholast von Ort zu Ort zog, wo es Schulen und Universitäten gab, sich auch später, an das wilde Schreiber= (d. i. Schüler=) und noch zügellosere Studentenleben gewöhnt, noch gern unter der sogenannten „Plebs academica“ bewegte und seine bei Trinkgelagen und Propinationen gewöhnlichen Späße und Escamotagen vor und mit derselben auszuführen pflegte. Schon der älteste Erzähler der Faustgeschichte, die seit 1587 zum deutschen Volksbuche ward, berichtet von Faust's Reise nach Leipzig, und namentlich von dessen Weinfaßritte, welchen die leipziger Chronisten aus dem Keller unter Auerbach's Hofe geschehen lassen, wo überhaupt der Haupttummelplatz seiner Späße gewesen sein soll. — Von früher Zeit her mag übrigens in Leipzig dieser Keller ein Hauptort der Trinklust gewesen sein, jedoch nur für Weintrinker, da es noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts und auch noch später daselbst nur Eine Bierstube gab, welche der „Rathsbierschänke“, wie er schon in den Rathsrechnungen von 1420 heißt, bewirthschaftete, während es um 1426, laut der auf der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Wachstafeln mit Rathsrechnungen von diesem Jahre, bereits mehre Weinstuben gab und der damalige Löwenapotheker Hugo sogar (nach den Abgaben auf Wein zu urtheilen) einen bedeutenden Weinschank gehabt zu haben scheint. Als die hauptsächlichsten Weinwirthe sind überdies Andreas Stobener, Pauvel Nornberg, Hans Pappemeier, Heinrich Prempschwicz und Jochen Quierling darin genannt. — Die früheren Weinwirthe im sogenannten Auerbachskeller sind uns leider nicht bekannt; um die Mitte

des vorigen Jahrhunderts schenkte daselbst Joh. Georg Wolleben Wein und verspeiste in der Messe, während zu Anfange der siebziger Jahre Dominico Mainone di Pietro seine Wein- und italienische Waarenhandlung in den dasigen Souterrain- und Kellerräumen hatte. —

Durch die gedachte Sage vom Faust *) hatte, wie schon

*) Daß Faust eine historische Person ist, die freilich mehrfach mit andern gleichzeitigen, weniger bekannten Personagen verwechselt ward, ist unbestritten. Der Faust-Sagencyklus ist jedoch noch lange nicht genug gesichtet und erschöpft, als auch das Herkommen des Faust selbst, sowie dessen Persönlichkeit und wahres Auftreten noch keineswegs hinlänglich beleuchtet und erörtert, obschon die Bemühungen eines Reichlin-Meldegg, Rosenkranz, Stieglitz sen., Bouterweck, E. Willkomm, Düntzer, Köhler, Scheible, Goldschmied, Simrock u. s. w. höchst dankenswerth sind. Ja, es finden sich immer noch zerstreute Spuren dieses sozusagen in aller Welt heimisch gewesenen Wundermanns, des Philadelphia's, Cagliostro's und Schwedenborg's der letzten Zeitwirre des zur Rüste gehenden Mittelalters, welche das Bild der jetzt großartigsten Sage Europa's mit der Zeit (wir wollen es hoffen) zu einem rein historischen Gemälde retouchiren dürften. — So finden wir den Faust in Calderon's Mago, dessen Sujet uns an die deutsche Volkssage erinnert, daß Faust von Wittenberg aus Martha, die Tochter eines reichen Brauers, entführt und mit ihr nach Spanien sich begeben, wo er durch seine Wissenschaftlichkeit, besonders als Arzt, unter dem Namen „Juan Pugnero" (d. i. Faust) sein Glück gemacht habe. Auch die Franzosen haben die Faustsage durch Victor Palma Cayet erhalten. Spanien und Italien haben gemeinsam in dem Don Giovanni oder Don Juan Tenorio von Sevilla eine Art Faust. Für die Engländer bearbeitete Christ. Marlowe dieselbe Sage. Selbst die Polen kennen einen Faust in dem „Jan Twardowski" (welcher Name eigentlich „Johann Feist" bedeutet) aus Lublin, und sogar ist der „Marschall von Luxemburg" nur eine Art Parodie der Faustsage. — Zu verwundern ist übrigens, daß ihn Thomas Platter, der doch ganz Deutschland als Schütze durchzog, nicht gekannt hat.

angedeutet, dieser Keller bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts einen wahrhaft europäischen Ruf erlangt, der durch Widmann's Faustgeschichte begründet ward, und durch Goethe's Tragödie seine vollständige Sicherstellung erhalten hat, während die beiden im Schenklocale aufgehängten und unbedingt fast der Gleichzeit angehörenden Bilder, welche auch stets als eine Bekräftigung der Wahrheit dieser Sage bei Jedermann galten, als Wahrzeichen von den Besuchern Leipzigs angesehen wurden. — Unsers Wissens ist allerdings alles Nähere über die Entstehung dieser Bilder nicht bekannt, namentlich ist nichts hinsichtlich ihres Malers, der für jene Zeit durchaus nicht der schlechteste gewesen sein kann, wie wir noch aus der Zeichnung abnehmen können, sowie in Hinsicht ihres Stifters Etwas aufgezeichnet. — Wir könnten fast vermuthen, daß entweder der Dr. Heinrich Stromer sen., da er ja selbst, „Saluberrimae observationes oder Warnung für die Trunkenheit" schrieb, sie als Beispielsbilder, wie auch die Unterschrift des einen Bildes andeutet, malen ließ, oder daß wenigstens sein zweiter Sohn Heinrich, durch dessen zweite Tochter Anna, die an Dr. Paul Vetzer verehelicht war, aber, ohne Kinder zu hinterlassen, starb, der Besitz des Auerbach'schen Grundstücks auf die Familien Pistorius und Kühlwein überging, dieselben um 1550 hat ausführen lassen.

Der darauf angewendeten Mode, namentlich den nicht durchgängigen Halskrausen und noch nicht abgekuppten Schuhen nach zu urtheilen, sind sie zwischen 1530 und 1550 gemalt und haben in Zeichnung und Auffassung, sowie malerischem Ausdrucke und in Haltung große Uebereinstimmung mit den zehn Geboten, in zehn Tableaux, die ehedem auf dem alten Rathhause zu Dresden-Altstadt

hingen, jetzt aber im Alterthumsmuseum des großen Gartenpalais aufbewahrt werden und die Chiffre G. B. mit der Jahrzahl 1529 tragen. — Beide Bilder, welche 5 Ellen 8 Zoll breit an der untern Basis und 1 Elle 18 Zoll hoch im Bogen sind, scheinen auch unbedingt für den Raum, die zwei Füllungswände der Wölbung, an welchen sie mit dem Gewölbe oben abschließend aufgehängt, sogleich passend gemalt zu sein, und galten auch stets als Inventariumsstücke der Kellerwirthschaft.

Das eine Bild zeigt die Vorstellung, wie Faust, den Vorsitz habend, mit Studenten an einer langen, mit saubermn Tischzeug behangenen Tafel zecht, die mit Gebäck (wobei selbst ein Convictschinken nicht fehlt), Obst u. s. w. besetzt ist. An der hintern Fronte des Tisches sitzen drei Studenten, von welchen zwei die gefüllten Gläser erheben ünd der dritte, während er die linke Hand an den Weinkrug hält, mit der rechten eine Libation damit darbringt, daß er den Rest seines Glases auf den Tisch gießt. — Faust präsidirt, auf einer mit bequastetem Kissen belegten Bank sitzend, an der rechten schmalen Seite mit einem genarbten Venetianer-Stamper in der Rechten, und scheint den Takt der Musik auf dem Tische mit der linken Hand anzugeben; sein Kostüm ist polnisch, um wahrscheinlich anzudeuten, daß er in Krakau seine Studien gemacht habe. Ein Dritttheil der linken Tafelseite haben drei Musikanten eingenommen, die gleichfalls, wie damals gewöhnlich, der Classe der fahrenden Schüler und ihren Schützen anzugehören scheinen. — Der vis-à-vis von Faust sitzende Musikant spielt auf einem Klavicytherium oder langsaitigem Spinet, während der an der langen Seite neben ihm sitzende die Schultergeige streicht und der zweite den Quart-

zinken bläst. Ein zur Seite gekehrter Musikant spielt die große Kniegambe, während der in der Mitte vor der Tafelfronte, auf einem dreibeinigen Sessel sitzende, in geneſteltem Wamms und gehackter Hose, die Laute schlägt. Der Schenkbube steht vor einem angezapften Fasse mit dem Weinkrug und Glase im strengen Dienste, der Befehle zum Einschenken gewärtig. Endlich erscheint auch im Vordergrunde der getreue Begleiter Faust's, der schwarze Hund, in aufmerksamer, den Kellerbuben beobachtender Stellung, welcher aber vom Künstler geleckter aufgefaßt ward, als ihn Widmann uns schildert, und der nicht als der bekannte zottige „Prästigiar" dargestellt ist. In der Höhe des Bogens steht die Jahrzahl 1525, die sich zuverlässig nur auf das Factum, nicht aber auf die Ausführung der Malerei bezieht, sobald die Unterschrift, was aber sehr zu bezweifeln, gleichzeitig mit dem Gemälde entstanden ist. Die allerdings etwas räthselhafte Inschrift lautet:

VIVE . BIBE . OBGRÆGARE . MEMOR . FAVSTI : HVIVS . ET . HVIVS.
POENÆ . ADERAT . CLAVDO . HÆC . ASTERAT . AMPLA . GRADV . 1525. *)

welche Inschrift jedoch zuverlässig durch eine spätere Restauration entstellt wurde, oder schon ursprünglich aus Ignoranz des Schreibers, der die ihm aufgegebene Schrift nicht verstand und daher bei ihm ungewohnter Handschrift fehlerhaft ausführte, diese Räthselhaftigkeit erhielt, wie bei vielen mittelalterlichen Inschriften, besonders Glockeninschriften auch der Fall zu sein pflegt. Beson-

*) Ein durch viele Elisionen gemartertes Distichon.

ders betrifft dies die Worte Obgraegare und Asterat. Ersteres ist unbedingt „et graecare"*) und Letzteres „ast erat" zu lesen, wonach die Inschrift:

Vive, Bibe et**) graecare. Memor Fausti hujus et hujus
Poenae. Aderat claudo***) haec, Ast erat ampla, gradu.

das heißt etwa:

Lebe, Trinke und gehabe dich wie die Griechen. Eingedenk sei dieses Faust's,
Und dessen Strafe. Diese nahte mit lahmem Schritte. Aber sie war unermeßlich. †)

Der Professor Rector Nobbe hat im Jahre 1823 diese Inschrift dahin enträthselt, daß er annahm, daß Obgrae-

---

*) Dieser Imperativ von classischen graecari, was soviel als „wie die Griechen leben" bedeutet, ist zuverlässig nicht abzuleugnen. Auch war im 15. und 16. Jahrhundert es gewöhnlich, das c wie ç zu zeichnen, wodurch es leicht kommen konnte, daß es der Laie für ein g ansah.

**) Das et ward im 16. Jahrhundert, sowie früher, gewöhnlich noch so geschrieben, daß ein Laie allerdings sehr leicht ob herauslesen konnte. Doch könnte auch das et schon in der alten gewöhnlichen Zusammenziehung Et oder CB ursprünglich gestanden haben und bei der Restauration mißverstanden worden sein. —

***) Der Ausdruck claudo gradu ist ganz analog mit dem vom Horaz gebrauchten claudo pede, von der poena gesagt.

†) Gerichtsamtsassessor Lud. Hünich in Freiberg las ebenfalls graecare als Imperativ, will aber das ob vor graecare als analog mit der Formation des oblectare ansehen, und übersetzt das Distichon:

Lebe und trink', sei lustig, doch denk' an Faustus und Faustus
Strafe, die hinkenden Schritts ihn, doch gewaltig, erreicht.

Daß es „ast erat" gelesen werden müsse, hat H. gleichfalls ausgesprochen. — Advocat Müller in Neusalza liest gleichfalls obgrae-

gare — obi sodalium circulos bedeute, und meinte, daß claudo gradu soviel als temulento gradu heiße, sowie endlich Asterat ampla für astra ad ampla stehe. Demnach wäre zu übersetzen: „Lebe, trinke im Kreise der Freunde. Sei eingedenk dieses Faust's und dessen Strafe, der mit schwankendem Schritte von hier zur sternenhellen Oberwelt gelangte". — Wir wollen es dem geehrten Leser anheim geben, welche Uebersetzung vorzuziehen sei.

Das zweite Bild stellt den eigentlichen „Faßritt" dar, und die Scene dürfte von der ehemaligen Hofseite des Kellerausgangs, die durch Neubau verengt und verbaut ward, gedacht werden können, da sich rechts im Bilde eine Schiefansicht des Kellerportals mit gebrochener Ecke zeigt, und überdies große Platten und nicht Steinpflaster den Fußboden decken. Faust sitzt bedächtig, nach abgelegtem Pelzmantel, auf dem eben das Kellerportal auf der Schrotleiter passirenden Fasse, während sein getreuer Hund, Prästigiar, aufmerksam mit halb verwendetem Kopfe vorausschreitet. Zunächst dem Ausgange steht der Kellerwirth mit staunend erhobenen Armen, nächst ihm stehen vier sogenannte „Weißkittel" oder Weinschröter mit ihren Zeugwetzschern und Schrothaken, Jeder nach seiner individuellen Weise in Verwunderung, während einer derselben bedenkliche Mienen und Bewegungen macht, als ob er das Kommen der Strafe Gottes wegen Faust's Beginnen befürchte und gleichsam schon ahne. Der Eine der Studen-

---

care; will aber, daß Asterat aus aspera et bei einer Restauration verballhornt worden sei. Er übersetzt: „Lebe, trinke, buhle; (aber) eingedenk dieses Faust und seiner Strafe, sie kam nachhinkenden Schrittes (zwar, aber) scharf und voll." — Beiden erscheint Nobbe's Deutung seltsam.

ten bleibt allein in gemessener, abwartender Haltung, während ein anderer (vielleicht Wagner) mit dem unbedingt voreiligen Kellerbuben unzufrieden zu sein scheint. — Auch dieses Bild hat die Jahrzahl 1525 ganz oben im Bogen; doch die am Sockel dreitheilig laufende Inschrift:

Doktor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auff einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutterkind.
Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon

ist zuverlässig erst bei einer Restauration im 17. Jahrhundert, wie uns auch die Schriftzüge darthun, darunter gesetzt, nachdem die frühere, jetzt nur noch wenig bemerkbare unleserlich geworden; sie war in weißer Farbe und ursprünglich vielleicht auch lateinisch. — Auch die Inschrift des ersten Bildes mag erst einer spätern Zeit als die Malerei angehören, weil sie namentlich in der breiten Versalantiquaschrift und nicht in der alten Schwabacher abgefaßt ist.

Im Ganzen sind beide Bilder ungemein durch die Patine der Jahrhunderte nachgedunkelt und scheinen in „ölgetränkter Tempera", nach Art vieler Bilder der Cranach'schen Schule und des Meisters „Jakoff" in Dresden gemalt zu sein. Außerdem haben sie aber auch durch mehrmalige, weniger kunstgerechte Restaurationen ungemein gelitten, da hier und da den Kenner beleidigende und zugleich die alte schöne Haltung und gefällige Behandlung störende Uebermalungen daran sichtbar sind. Auf dem zweiten Bilde sind übrigens auch die Restaurationen sogar bemerkt; die erste, der auch Vogel gedenkt, ist durch

die Jahrzahl 1636 und zwei andere durch 1707 und 1759 angegeben. — Bemerkenswerth ist übrigens, daß das auf beiden Bildern übereinstimmende Gesicht und Costüm des Faust mit den noch anderwärts vorhandenen Portraits von Faust, deren auch Reichlin-Meldegg gedenkt, sowie namentlich mit dem leider etwas verwischten Portrait des Faust auf den zu Prag aufgefundenen Blättern des „Höllenzwangs" ungemeine Aehnlichkeit hat, und daß namentlich der spitzgetheilte Kinnbart, der doch in jener Zeit mehr rund getragen wurde, und das seltsame rothe, mit Pelz verbrämte Käppchen vermuthen lassen, daß der Künstler dabei, wo möglich, Faust's Portrait zu geben die Absicht gehabt habe. — Schließlich ist noch zu erwähnen, daß der verewigte Proconsul Dr. Stieglitz, der um die Geschichte der Baukunst so sehr verdiente Mann, diese Bilder zuerst im Jahre 1826 der genauern Betrachtung würdigte, nachdem sie allerdings schon im 8. Bande des Museums des Wundervollen (S. 1), freilich aber etwas oberflächlich, behandelt worden waren, und daß er darüber in den zu Leipzig 1826 erschienenen Beiträgen zur vaterländischen Alterthumskunde (1. Bd. S. 70 fg.) nebst Kupferbeilage Bericht erstattete, worauf er später in Raumer's historischem Taschenbuche (Jahrg. 1834, S. 144 fg.) in dem Aufsatze: „Die Sage von D. Faust von Stieglitz den Aeltern", nochmals dieselben besprach. — Die ersten Abbildungen fertigte im Jahre 1807 das Industriecomptoir zu Leipzig und brachte sie, allerdings mit einigen Fehlern, die Stieglitz auf seiner Abbildung durch Diez berichtigen ließ, nach den Originalen kolorirt in den Kunsthandel. —

Das ganze Auerbach'sche Haus war übrigens seit 300

Jahren der Gegenstand mehrfacher Bewunderung. Heidenreich rühmt namentlich den Reichthum und die kostbare Pracht der Waaren, welche hier „von Welschen, Frantzosen, Niederländern, Nürnbergern, Augsburgern u. s. w." aufgespeichert waren, und der seit 1592 in Wittenberg als Professor lebende und durch seine trefflichen Witzreden so bekannte Friedrich Taubmann fand sich zu einem poetischen Erguß über Auerbach's Hof und seine Schätze in folgenden Distichen veranlaßt, in welchen „Auerbach" im Wortspiele mit aureus rivus (Goldbach) die Pointe bildet:

Misnia parva potest urbs dici Lipsia, dici
  Auerbachea domus Lipsia parva potest.
Quicquid et infecti, factique requiritur auri,
  Omnibus Aurbachi venditat una domus.
Si Mysam et Latiam fas est compingere vocem,
  Aureus haec vero nomine Rivus erit. —

Dieses Taubmann'sche Epigramm, das in der Folge zum Versus memorialis geworden ist, hat auch in Knauth's Prodromus (Beschreibung des Landes Meissen) folgende deutsche, für die Neuzeit allerdings sehr seltsam klingende Uebersetzung erlitten:

Mein Leipzig kanst gar wohl ein kleines Meissen sein,
  Dein Auerbachisch Hauß mögt seyn ein Leipzig klein.
Wer mit und sonder Kunst, gemachtes Gold will kauffen,
  Komm nur in Auerbach's Hoff, da findet man's mit Hauffen.
Wenn aus Latein und Teutsch ein Wort vergönnet ist
  Zu machen, sag' ich frey: Du recht ein Goldbach bist.

Ein zweites noch treffenderes Epigramm Taubmann's in Distichen auf die Berühmtheit des Auerbach'schen Hofs, welches gleichfalls zum Leipziger Versus memorialis ge-

worden ist, spricht sich namentlich dahin aus, daß der, welcher Leipzig wegen seines Handels und Waarenreichthums zu sehen käme, und hätte sich in Auerbachshofe nicht umgeschaut, sollte gar nicht sagen, daß er Leipzig gesehen habe:

Lipsiacam quisquis spectatum veneris urbem,
Mercatusque, graves luxuriantis opes
Atque Auerbacheas ibi non inviseris aedes,
Ne cuiquam dicas Lipsia visa mihi est.

Ueberhaupt ward dieses Grundstück mehrfach in Gedichten deutscher Reimschmiede verherrlicht und zum Ueberflusse besungen; doch wie diese Gedanken-Töne längst verklungen und der Vergessenheit anheim gefallen sind, so scheint auch der alte ehemalige Ruf dieses „Kleinleipzigs“ (alles Irdische hat ja seine Zeit und Mode) ebenfalls etwas verhallt zu sein. Noch vor etwa 50 Jahren waren die gesammten Räume dieses Hofs nur für die Messe bestimmt, und außer der Zeit die obern Räumlichkeiten mehr an Studenten als an Familien vermiethet, und der Hausmeister daselbst spielte bei seinem einträglichen Posten eine große Rolle. —

Außer den beschriebenen auch schon bekanntern Wahrzeichen hatte Leipzig jedoch noch einige andere, die theils vom Volke, weil namentlich Sagen seltsamer Erfindung sich damit verknüpft hatten, als solche stillschweigend betrachtet, oder selbst auch als Wahrzeichen wirklich bezeichnet und möglich sogar nach dem Handwerksabkommen dafür angesehen wurden.

Ein handwerksgerechtes Wahrzeichen war zuvörderst eine in der Nikolaikirche (vor deren eigenthümlicher durch Baudirector Dauthe 1785—1797 ausgeführter Restau-

ration)*) an der Wand neben der Orgel eingemauerte Kugel, welche bei der Belagerung Leipzigs durch den schwedischen General Banner im Jahre 1637 an dieser Stelle der Kirche eingeschlagen war. Dabei las man die Reime:

Als Banner sein Panier vor Leipzig aufgesteckt,
Und unser ganzes Land mit Blitz und Gluth erschreckt,
Ist auch der Unglücksschuß in dieses Haus geschehen,
Gott lass' uns nimmermehr dergleichen wiedersehen.

Diese schwedische Kugel neben den dazu gehörigen Reimen soll den Kirchendienern manches Trinkgeldchen eingebracht haben, da viele Handwerksbursche kamen, um zu sehen und zu lesen.

Ein anderes Wahrzeichen in der Thomaskirche war der Grabstein des bekannten „Brandmeisters", Hermanns von Harras, Kurfürsts Friedrich's II. Kriegsobristen, der im Bruderkriege, im Jahre 1450, an Einem Tage, blos im Rachegefühle gegen Herzog Wilhelm und die Vitzthume, welche seine Güter verheert hatten, 60 Dörfer in Thüringen mit Feuer verheerte. Dieses Epitaphium stellt den ganz geharnischten Ritter Harras auf einem gebeugten Löwen stehend dar, mit der Umschrift: „Nach Christi geburt 1451 an vnser liben Frawen tag, Lichtmeß ist verstorben Herman von Harras ritter, dem got gnade." — Das ganz gewöhnliche Attribut des Ritters auf mittelalterlichen Grabmälern, der Löwe (während

*) Aus einer gothischen Kirche mit schönen Fensterrosen und trefflichem auf Pfeilern ruhenden Gewölbe des Schiffes ward eine renaissancirte Zwitterbildung.

die Frauen gewöhnlich den Hund, das Symbol der Häuslichkeit und Treue, haben), gab der Volksphantasie Nahrung, und man erklärte sich diesen Löwen zu den Füßen des Harras durch folgende Sage, welche Andreas Höhl, in den „Leipzigischen Jahrbüchern" (Manuscript) uns aufbewahrt hat. Harras, erzählte man, sei in fremde Lande in den Krieg gezogen. Während seiner Abwesenheit habe sich die Dame seines Herzens mit einem Andern vom Adel verlobt, was ihm ein Geist geoffenbart. Dieser Geist aber habe ihm das Versprechen gegeben, daß, wenn er sich ihm verschreiben wolle, er ihn sofort, noch vor Vollziehung der Ehe, nach Leipzig schaffen würde. Nach langem Besinnen habe Harras endlich mit der Separat-Bedingung eingewilligt, daß der Geist ihn sammt seinem getreuen Löwen schlafend nach Leipzig versetzen müßte. Hierauf habe er augenblicklich sich dazu angeschickt, auf seinem Löwen einzuschlafen, und sei sodann alsbald in Leipzig angelangt, wo er durch das Gebrüll des Löwen erwacht sei, habe die Heirath noch verhindert und hätte, wie zu Ende jedes Lustspiels, seine Angebetete als Weib heimgeführt. —

Auch der noch zum Theil vorhandene schöne Hochaltar der Paulinerkirche, an welchem man komischer Weise nach der letzten Restauration der Kirche, (wobei man auch noch Bilder anderer Altäre derselben Kirche, z. B. die trefflich gemalte „Verkündigung der Maria" im altflorentinischen Style von hohem Werthe, als Mittelbild, anbrachte), die Wandelliede auf der Rückseite eingerahmt hat, mußte schon in sehr früher Zeit eine seiner bildlichen Darstellungen dazu bieten, daß sie der Volkssage, so zu sagen, verfiel, wodurch dieses Bild zum Wahrzeichen ward. Der ganze Altar, welcher dem St. Paulus geweiht war, enthielt zum

großen Theile, in seinem Schreine und auf den aufgeschlagenen Lieden (Flügeln), Darstellungen aus dem Leben des Paulus in mit Farben und Gold reich staffirten Haut-Relief-Holzsculpturen, und auf den äußern, zuzuschlagenden Wandellieden Gemälde in mit Oel getränkter Tempera. Auf dem äußern rechten Liede war unter Anderm auch der Märtyrertod des seit Ende des 13. Jahrhunderts vorzüglich gefeierten, am 25. März 1253 kanonisirten Dominicaners, Peter von Verona (Piero di Milano), dargestellt, wie dieser Ketzermeister durch Meuchler in einem Walde zwischen Cumana und Mailand überfallen, unter ihren Säbelhieben und Messerstichen niedergesunken, noch sterbend sein beliebtes: „Credo in unum Deum" mit dem Finger auf die Erde schreibt. Dieser Dominicaner, von dem allerdings das Volk keine nähere Kunde haben mochte, mußte aber durchaus in der Meinung desselben der Mönch sein, welcher, der Sage nach, anstatt des Markgrafen Diezmann im Rosenthale ermordet worden sein und noch sterbend das Glaubensbekenntniß mit seinem Finger, den er in sein eigenes Blut getaucht hatte, auf die Erde geschrieben haben soll. —

Außerdem ward die in derselben Kirche, an der Wand unweit des Altars, aufgestellte Steinstatue des Mag. Andreas Rüdiger aus Görlitz, der Theologie Professors und des Stifts Meißen Canonicus, wie aus Wappen und Inschrift zu ersehen war, vom Volke für das Bildniß des berüchtigten Ablaßkrämers, Johann Tetzel's, angesehen und zum Wahrzeichen gestempelt. Das vom Volke nach der Reformation vielfach besuchte und unwissend verspottete Bild ist in neuerer Zeit verschwunden.

Ferner ward auch der in eben dieser Kirche in der Höhe seitwärts vom Altar aufgehängte Harnisch des am 23. Oct. 1642 vor Leipzig tödtlich verwundeten, aber gefangen eingebrachten und in Leipzig verschiedenen schwedischen Obristlieutnants Joach. Fr. Zögen, genannt Manteuffel, als ein Wahrzeichen betrachtet, von dem sich sogar das Volk, auf Grund seines demselben sonderbar klingenden Namens, ganz seltsame Dinge von Spukereien rc. erzählte. — Auch nannte man die bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts noch zugängliche Gruft, in welcher Manteuffel nebst andern gefallenen Offizieren beigesetzt worden war, und die sehr häufig besucht ward, das „Teufelsloch", über das sich gleichfalls schaurige Geschichtchen im Volke verbreitet hatten, so daß man sich endlich von Seiten der Behörde veranlaßt fühlte, die Gruft gänzlich zu vermauern. Der spukhafte Harnisch ist jedoch unsers Wissens noch in der Seitenhalle der Sacristei aufgehängt. —

Nicht minder hatte das leipziger, von dem bei Moritz und August so angesehenen Bürgermeister Hieronymus Lotter erbaute Rathhaus mehre von dem Volke als Wahrzeichen stillschweigend betrachtete Gegenstände. Vor Allem war das auf dem Rathhaussaale, an der südlichen Wand gleichsam als Altarbild angebrachte und für gewöhnlich mit einem Zugvorhange sorglich verhängte „Urtheil Salomo's" schon längst ein vielbesuchter Gegenstand des Volkes. Es ist dieses schön gewebte Bild von ziemlicher Größe unbedingt ein aus den Werkstätten der schon zu Anfange des 16. Jahrhunderts berühmten Bildweber zu Arras oder Utrecht in Brabant hervorgegangenes Kunstwerk, das auch der vollsten Beachtung werth ist, und

es wäre zu wünschen, daß man es in ein besseres Licht*) stellte, sowie in dem leipziger Stadtarchive unter den alten Kämmereirechnungen des 16. Jahrhunderts etwa von 1512 bis 1570 nachsuchte, ob Etwas über das Herkommen dieses „Arazzo" noch aufbehalten ist, was zu finden, bei der Vollständigkeit des Rathsarchivs, nicht fehlen dürfte. — Ein zweites Wahrzeichen war gleichfalls die an der Rathhausthurmuhr durch das Werk nach den Mond-Phasen getriebene, halb vergoldete und halb geschwärzte Kugel, welches Werk noch in gutem Stande ist. — Ein drittes Wahrzeichen waren die zwei auf dem Pranger aufgehängten Schandsteine, welche dazu dienten, um den Weibern, die sich auf dem Markte schlugen, rauften oder einander schmähten, angehängt zu werden, und diese mit solchem lästigen Geschmeide um den Markt und durch einige Straßen zu führen. Diese Steine ließ der Rath 1624 neu anfertigen und der Büttel oder erste Stadtknecht hatte den Theil der streitenden Parteien, welcher „angefangen" hatte, damit zu schmücken. Dergleichen nicht beliebte Decorationen waren in vielen andern Städten Deutschlands seit dem 13. Jahrhundert gebräuchlich, wurden vom Volke bald „Klappersteine", bald „Flaschen" oder „Büttelsflaschen" (z. B. zu Budissin und Dresden) genannt und an manchen Orten wurden auch Diejenigen damit geschmückt und am Pranger ausgestellt, die sich unterstanden, die nächtliche Ruhe durch Straßenscandal zu stören oder sich durch lose Reden und Schmähungen an ihren Nebenmenschen versündigt hatten. In Budissin hieß diese Strafe,

*) Es könnte im neuen Leipziger Museum eine passende Aufstellung finden.

wegen der Flaschenform der Schandsteine, im Volke: „aus Büttels Flasche trinken.“ In einigen Städten war es auch gewöhnlich, ihnen ein Halseisen umzulegen, an welchem ein runder oder brotförmiger*) Stein hing. Der Stadtfrohn oder Büttel führte sodann den der Strafe des „Steintragens“ oder „Flaschentragens“ (wie man es auch hie und da nannte) Verfallenen unter Begleitung eines Horns und einer Trommel um den Markt. In Lübeck hat der Schandstein die Form einer ovalen Schüssel und an noch andern Orten hatte man die Form eines „Frauenkopfes“ mit herausgesteckter Zunge oder die Gestalt einer „Katze“ ꝛc. gewählt. Diese Steine waren übrigens nicht leicht, und nach dem Dortmunder und Halberstädter Statute von 1348 sollten sie das Gewicht eines Centners haben. Waren die „losmäuligen“ Frauen wohlhabend, so konnten sie sich von dieser schmachvollen Strafe durch einen Sack voll Hafer, der mit einem rothen Bande zugebunden sein mußte, loskaufen.

Waren übrigens die zu Bestrafenden so bösartig oder so schwach, daß man mit ihnen das Steintragen nicht gut vornehmen konnte, so war für diese das sogenannte „Narrenhäuschen“, ein meist erhaben angebrachter freier, gewöhnlich aus Eisenstangen gebildeter Käfig. Leipzig hatte zwei dergleichen Narrenhäuschen aufzuweisen, das eine war bei den sogenannten Brotbänken am Naschmarkte und das andere an der Thomaskirche. Das erstere diente für die eben erwähnten Scandalmacher, Verläumder und losmäuligen Frauen, während letzteres unter geistlicher Jurisdiction stand und für Diejenigen bestimmt war, welche

*) Daher das Sprichwort: „Ein schwerer Bissen Brot.“

als Flucher und Gotteslästerer bezichtigt waren; es war an der Mitternachtseite der Kirche aus Stein wie ein Pranger erbaut, der ringsum mittels eines festen Eisengitters und eiserner Thüre mit starkem Schlosse verwahrt war. In Oschatz ist noch jetzt im Winkel nächst den Stufen, die durch den vom Rathsarchive gebildeten Schwibbogen vom Markte zum Stadtkirchhofe führen, das von Eisengitter nach Art eines Käfigs gebildete Narrenhäuschen vorhanden. —

Zwei in der That handwerksgerechte Wahrzeichen Leipzigs, gar sonderbarer Art, auf die wir bereits in der Einleitung hindeuteten, waren zuvörderst die am Eingange zum sogenannten Grimmaischen Zwinger auf dem Dache des ehemaligen Wachthauses vorhandenen drei kleinen Thürmchen mit zwei dazwischen gelegenen zugemauerten Kappfenstern; nächst diesen galt aber auch die Stelle, auf dem sonstigen „alten Neumarkte,“ der jetzigen „Universitätsstraße“, auf welcher man zwischen dem Portale des neuen Paulinums und der Gewandhausecke die Thürme zu St. Thomas und St. Nicolaus zugleich sehen kann, als Wahrzeichen.

Ebenso dienten bereits in früher Zeit die beiden stärksten Thürme der alten Festungswerke Leipzigs, welche unweit der so genannten „Moritzbastei“, auf der die erste Bürgerschule im Jahre 1804 erbaut wurde, im sogenannten Peterszwinger sich befanden, der „Henkersthurm“ und die „Landeskrone“, die überdies bei der Belagerung im Januar 1547 bedeutend beschädigt wurden, doch 1552 wieder völlig hergestellt worden waren, als Wahrzeichen, weil sie namentlich der Justiz als Werk- und Lagerstätten von frühester Zeit an gedient hatten, worüber wir freilich keine ge-

naueren Notizen bis jetzt aufzufinden vermochten. Soviel ist nur gewiß, daß der Henkersthurm in der Bestimmung vollkommen seinem Namen entsprach, und daß die Landeskrone als Gefängniß noch im 18. Jahrhundert für Verbrecher aus dem Soldatenstande gewöhnlich benutzt ward. Ein birnenförmiges unterirdisches Gefängniß hatte nur den Zugang von oben, und die Gefangenen wurden auf einem Sessel in die düstere Tiefe hinabgelassen.

Nicht minder ward in früherer Zeit der sogenannte „Kuhthurm", zwischen dem ehemaligen Rannstädter, jetzt Frankfurter Thore und dem Dorfe Lindenau, den Einige durch „Kuckthurm" erklären wollten, gleichfalls als Wahrzeichen beim Volke angesehen. Er war ursprünglich ein Weichbildzeichen der Stadt und diente eigentlich den auf der sogenannten „Reichesstraße" den Kaufleuten bis Lützen das Geleite gebenden Landsknechten als Schaarwacht- oder „Schüllerhaus". Da aber die zur Bewachung der Viehheerden auf den benachbarten städtischen Weideplätzen aufgestellten Stadtknechte ebenfalls hier ihre Station hatten, so nannte man ihn im Volke schon sehr früh den „Kuhthurm". Es läßt sich jedoch auch die Conjectur hören, daß dieser Thurm, dem seit dem 17. Jahrhunderte das Hauptforsthaus der Rathsförsterei angebaut ist, als an einem Flügelwege der damals auf dieser Seite Leipzigs sich weit ausbreitenden Waldung erbaut, so wie der Theil nächst dem Linke'schen Bade bei Dresden noch jetzt im Volke „am Kuhschwanze" (richtiger am „O-Schwanze", von dem hier ehedem ausmündenden Flügelwege der Dresdener Haide) genannt wird, ursprünglich auch der „O-thurm" geheißen habe. —

Kehren wir nochmals zur Stadt zurück, so finden wir,

daß ursprünglich auch die über dem Eingange der abgetragenen Vorhalle der Paulinerkirche, dann in einer Nische der Mauer nächst dem Eingange zum Kirchhofe und beim Baue der Colonnaden auf deren Mittelbaue aufgestellt gewesene Statue des Apostels Paulus mit Schwerte und Buche ein sogenanntes Wahrzeichen für den Volkswitz war, und können noch von Leuten, die vor 25 bis 30 Jahren in Leipzig studirten, erfahren, daß mancher Einfältige durch den beliebten Volkswitz: „Paulus wendet das Blatt seines Buchs um, wenn er 12 Uhr schlagen hört", so zu sagen, in den April geschickt worden ist.

Außerdem ist noch der sogenannte „Warzenschuster" in der Sammlung des Theatrum anatomicum für eine Art Wahrzeichen angesehen worden, und ältere Leute werden sich noch recht wohl an das von ihm entlehnte sehr gewöhnliche Schimpfwort sowol, als auch daran erinnern, daß er von den Handwerksgesellen noch vor 40 Jahren als eine Denkwürdigkeit Leipzigs besucht ward. Unter Warzenschuster versteht man die ausgestopfte gegerbte Haut eines in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Leipzig noch lebenden Schuhmachers J. G. Reinhard, dessen Körper an allen Theilen mit seltsamen Balggeschwülsten überdeckt war, und als Seltenheit (der Sage nach) sich, so zu sagen, gegen ein Wochengeld bei Lebzeiten schon der Anstalt verschrieben hatte.*) — Schließlich hätten wir noch einige Sprichwörter und Gedächtnißverse, die auf Leipzig und mehre seiner Verhältnisse und Ereignisse Bezug haben,

*) Ueber die merkwürdige Krankheit dieses 54 Jahre alt gewordenen Mannes hat Tilesius in der Schrift: „Historia pathologica singularis cutis turpitudinis J. G. Reinhardi viri annorum LIV." (Lipsiae 1798) geschrieben.

zu erwähnen, da auch sie gewissermaßen als tonvolle Wahrzeichen im Munde des Volkes lange Zeit lebten, doch leider in neuerer Zeit völlig bei demselben in Vergessenheit gerathen sind. So nannte man schon sehr frühe Leipzig, als eine der ersten deutschen Universitäten, nachdem man früher von Deutschland aus der Studien wegen Paris hauptsächlich besucht hatte, „klein Paris“, und wer sollte nicht in Goethe's „Faust“ die klassische Stelle kennen:

„Mein Leipzig lob' ich mir;
Es ist ein klein Paris
Und bildet seine Leute.“

Ebenso nannte man es „das kleine meißner Rom,“ weil seine Pfaffen und Mönche kurz vor der Reformation sich sehr geltend und unangenehm machten, sowie das „rechte Auge Meißens“ oder „Kursachsens Diamant“, oder „Flos ac decus Misniae“, d. i. Blüthe und Zierde des meissner Landes oder „Urbs illa trium Germaniae elegantiarum, flos ac delicium Misniae.“ — Hinsichtlich der Wissenschaften, die in Leipzig seit 400 Jahren, namentlich aber seit der Reformation gepflegt wurden, nannte man es „Pleißathen“, oder wegen der vielen es umgebenden Lindenpflanzungen „die Lindenstadt“ (zugleich auch auf den alten klassischen Namen „Lipsk“ von Lipa, Linde anspielend). Doch hinsichtlich seines Reichthums, aber der weniger gesunden Lage, als die von Freiberg war, pflegte man zu sagen: „Wenn Leipzig meine wär', so wollt' ich's in Freiberg verzehren.“

Die häufigen zärtlichen und bindenden Verhältnisse, in welchen seit Jahrhunderten die schönen Leipzigerinnen zu den hier Studirenden meist standen, und die alte Erfahrung, daß sich fast Alle, die in Leipzig studirten, auch

nebenbei schon um eine künftige Ehegenossin gekümmert hatten, brachte Leipzig zu dem allbekannten Gedächtnißvers von den fünf besuchtesten und jovialsten Universitäten:

Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib
Von Leipzig und Tübingen ohne Weib,
Von Jena und Helmstädt ungeschlagen,
Der kann vom Glücke sagen.

Wegen der unter den 4 Nationen der Universität wechselnden Rectorwahl hatte man folgende Hexameter als Versus memoriales geschaffen:

Saxo, Misnensis, Bavarus tandemque Polonus
Rectores fiunt Lipsienses ordine tali.

Berühmt waren aber auch vormals die Leipziger „Breitensteine", und sie spielten im Studentenleben, dem Philisterthume gegenüber, eine gewichtige Rolle, nicht weniger die Leipziger „Convictschinken", als kräftiges Brot, und die „Dreilinge" oder Dreierbrodte, welche auch das Volk entweder „Schwellhupfer" oder „Schusterjungen" (gewichste und ungewichste, d. i. mit Butter geschmierte) zu nennen pflegte.

Auch das Leipziger Stadtbier, „Raster" genannt, war weiter bekannt als gerühmt, und hatte als lateinisches Wortspiel von Rastrum und Rostrum zu dem weit verbreiteten Distichon Veranlassung gegeben:

Non propter Rastrum, sed propter amabile rostrum.
Virginis ad Rastrum plebs studiosa venit.

Ferner schuf das alte brauberechtigte Herkommen, den Ausschank des Bieres „Raster" durch das Aushängen zweier hölzener Töpfe, sowie das Verzapfen der Scherpe, oder des Halbbiers, durch einen hölzernen Topf, und den Verkauf des Kofents, d. i. Conventbiers

oder Nachbiers, durch das Aufstecken eines Holzspans an den Brau- und Schankhäusern anzuzeigen, folgenden Knittelvers:

Ein Topff Scherpentum, zwey Rastrum,
Span que coventum.

Das historische Sprichwort:

„Leipzig liegt draußen, und Leipzig liegt drinnen;
Also kann Leipzig nicht Leipzig gewinnen“

hat nach Körte (Deutsche Sprichwörter) darin seinen Grund, daß, als im Jahre 1547 der Kurfürst Johann Friedrich gegen den Herzog Moritz vor Leipzig lag und dasselbe förmlich, obschon vergeblich, belagerte, es deshalb kein rechter Ernst gegen die Stadt von Seiten der Belagerer werden konnte, weil ein großer Theil der kurfürstlichen Offiziere ihre Weiber und Kinder sogar in der Stadt hatten. Andere wollen jedoch wissen, daß, nachdem sich Johann Friedrich seit dem 5. Jan. 1547 vor Leipzig gelegt hatte, dieser deswegen nur volle drei Wochen nichts gegen dasselbe ausgerichtet habe, weil die Räthe und Offiziere beider mit einander streitenden Fürsten Leipzig schonen zu müssen glaubten, indem sie ihr Vermögen in Leipzig stehen hatten. Varianten von diesem Sprichworte sind:

„Daß Leipzig nicht gewonnen ist,
Dieses allein die Ursach ist,
Daß Leipzig vor Leipzig gelegen ist.“ —

Dazu sangen aber noch außerdem die Soldaten des Herzogs Moritz:

„Es ist nicht Noth
Der Kurfürst und George Reckrodt*)
Muß uns die Stadt wol lassen, ja lassen.“

*) Des Kurfürsten Kriegsobrister.

Ebenso variirte man:

„Daß Leipzig auch für Leipzig lag,
Das macht, daß Leipzig bleibet nach,
Wär' Leipzig nicht vor Leipzig kommen,
So wär' Leipzig wohl bald genommen." —

Ein auf diese Belagerung gleichzeitiges Volkslied hat von Soltau in „Einhundert deutsche historische Volkslieder" (Leipzig, 1836, 8. S. 377 fg.) abdrucken lassen. —

Ein zweites historisches Sprichwort von Leipzig ist: „Es ist richtig mit Leipzig", und dieses soll nach Körte dem am 7. Sept. 1631 gewonnenen Siege Gustav Adolf's über Tilly seine Entstehung verdanken.

Ebenso wenig dürfen wir den alten Räthselspruch Herzogs Albrecht (des Beherzten), den er über Leipzig bei einer Fürstenversammlung gethan hatte, vergessen:

„Ich habe eine Stadt, darinnen sind drei Wunderwerke, nämlich drei Klöster, ein Predigerkloster, das hat viel Früchte und keine Aecker *), ein Barfüßerkloster, das hat viel baar Geld und keine Renten **), und ein Augustinerkloster, dessen Mönche haben viel Kinder ***) und keine Weiber." —

Was übrigens das alte Sprichwort:

„Leipzig hat heißes Pflaster"

betrifft, so haben Mehre es durch „theures Pflaster" erklären, und es mit dem „Nürnberger heißen Steinwege" in Parallele bringen wollen. Doch diese mögen

*) Hatte viele zinsbare Dörfer.

**) Bewegte den Bettelsack gewaltig und hatte viele Termineien in den umliegenden Städten.

***) Hatte eine seit 1222 berühmte Klosterschule.

wol irren, da in Leipzig in früherer Zeit kein so kostspieliges Leben als in dem luxuriösen Nürnberg war. Es scheint das Sprichwort vielmehr durch einen bloßen Volkswitz entstanden zu sein, der deshalb gemacht wurde, weil bei dem in Leipzig früher allein üblichen „Schleiffen der Handelsgüter" die sogenannten Schleiffknechte, neben den Schleiffen, zur Sommerzeit besonders, hergehend, nasse Lappen an einem Stricke befestigt vor die Schleiffe bald rechts bald links warfen, damit dieselbe, darübergehend, durch die gewaltsame Reibung sich nicht entzündete.

Die auf die ehemaligen leipziger Jungfern zielenden Sprichwörter dürfen genau genommen hier ebenfalls nicht fehlen, und es sind uns davon folgende bekannt geworden:

„Die leipziger Jungfern, die Donnermöhren,
Die lassen sich nimmer das Lieben wehren."

und:

„Leipziger Jungfern und Winteräpfel
werden erst roth, wenn sie auf's Stroh kommen."

Das Sprichwort endlich vom sogenannten „Leipziger Wettlaufe" hat zwar Körte in den deutschen Sprichwörtern der Sage nach schon erläutert, doch wir führen es hier ebenfalls der Vollständigkeit und eines Zweifels dabei wegen gleichfalls bei.

Der Vorsteher des St. Gertrudenhospitals (?) zu Leipzig hatte sich ein schönes Vermögen im Hospitale zusammengegaunert, und seine Frau erzählte, er habe seinen Geldsack auf den Altar der Heiligen gestellt und dieser den Vorschlag gemacht, daß der von Beiden das Geld haben solle, der zuerst nach der Kirchthüre im Laufe gelange. Die Heilige habe dazu genickt und der Verwalter sei beim Wettlaufe zuerst an der Thüre gewesen, weshalb er das

Geld ganz rechtlicher Weise besitze. — So die Sage, aber jetzt die Frage: Gab es je ein St. Gertrudenhospital in Leipzig? Die Chronisten wissen wol nichts davon, und wir möchten fast muthmaßen, daß der erste Erzähler sicher „Görzhospital“, d. i. aber „Georgenhospital“ gesagt und daß man aus Unkenntniß der früher gewöhnlichen Verstümmlung der Taufnamen dafür „Gertrud“ übersetzt habe.

II.

Die dresdener Wahrzeichen*).

Dresden, unbedingt die jüngste Stadt unter den mittlern und größern Städten der sächsischen Gesammtlande, das erst seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts als Stadt erwähnt ist, hatte dennoch sehr bald seiner schönen und günstigen Lage wegen die andern, weit älteren Städte überflügelt, sodaß es bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts als vorzügliche Residenzstadt der mächtigen Markgrafen Meißens dastand.

Besonders aber trug zum Wachsthume Dresdens die unmittelbare Lage an einer der im Mittelalter schon fre-

---

*) Was Karl Winter in seiner komischen, aber sehr beliebten Weise aus Selbsterfindung über mehre der dresdener Wahrzeichen gebracht, sowie das, was Dr. Gräße ohne alle Kritik frühern Chronisten und Topographen nacherzählt hat, war uns um so mehr eine Aufforderung, es mit den dresdener Wahrzeichen so gründlich als möglich zu nehmen, zumal die Städtewahrzeichen das Interesse der gebildeten Leser immermehr rege gemacht haben. Zugleich verwahren wir uns gegen den Vorwurf, daß wir mehre Gegenstände, welche man in letzter Zeit nicht geradezu als Wahrzeichen betrachtete, als solche mit aufgenommen hätten, dadurch, daß wir bemerken, daß eigentlich die älteren Topographen selbst darüber nicht einig, was eigentlich Wahrzeichen sind, und daß uns hierin die Volksansicht und der Handwerksgebrauch geleitet haben.

quentesten Straßen von Nordosten (Polen) zum Südwesten (dem Reiche) Europa's bei, was auch den frühen Bau einer Elbbrücke, die hier allerdings wegen der Thalweite den geeignetsten Platz fand, veranlaßt haben mag.

Das Abmühen der alten Chronisten und Topographen wegen der Namensetymologie ist fast ins Lächerliche gegangen, weil man daraus zugleich die Ursache zu Dresdens Entstehung herauslesen zu müssen vermeinte. Eine dieser lächerlichen Etymologien ist, den alten Urkundennamen Dresdens: Dresnen, Dresen, Dreseden, Dresdin (lat. Dresda oder Dresdena) von „Drei Seen" abzuleiten, weil noch im 16. Jahrhunderte in der Seevorstadt drei große Teiche vorhanden waren, welche der provinzielle Sprachgebrauch „Seen" zu nennen beliebte. — Fast noch lächerlicher aber ist die Ableitung von Tropaea Drusi, da doch Drusus zuverlässig nicht Gelegenheit gefunden hat, hier an der Oberelbe einen Ort als Tropaea zu begründen. Mehr Wahrscheinlichkeit haben dagegen die Etymologien aus dem Slavischen, da noch im 12. Jahrhunderte die ganze Gegend von der Elbe bis zur Saale von Sorben bewohnt war, und Dresden ebenfalls wie die Mehrzahl der Orte des Meißner-, Pleißner- und Osterlandes von diesen bereits angelegt worden ist, indem sich bei dem jetzt noch zu Dresden gehörigen alten Slavenorte Poppitz oder Popewitz (d. h. Popendorf) fortwährend Spuren von einem sorbischen Begräbnißorte vorfanden. Die Namensableitung vom slavischen alten Infinitiv Drozdzin oder Drozdzun, d. i. stark vertheidigend, läßt sich in soweit hören, als man annehmen kann, daß bei dem Uebergange über die Elbe ine Art Veste gewesen, um die sich schon frühe sorbische

Ansiedler auf dem Ufer angebaut haben könnten. Von fast gleicher Wahrscheinlichkeit, auch dem Umlaute nach vom Volksnamen Dresdens, „Dräsen“, wenig verschieden, ist die Ableitung von dem altslavischen Trasi, Fähre, und Traschezzian, Fährort, indem so viele Orte Deutschlands ebenfalls auf Furt, Fähre, Brücke u. s. w. vorhanden sind. — Da aber Dresden noch heut zu Tage bei den Böhmen „Drazdany“, und in einem alten böhmischen Gesangbuche vom Jahre 1748 „Drazdonedz“ heißt, so scheint doch wol eine andere Etymologie dafür gesucht werden zu müssen, die vielleicht im slavischen Drazni, d. h. am Wege, und Dan oder Danina, die Steuer, Abgabe, gefunden werden könnte, wonach Drazdany oder Dresden eine „Steuer-Hebestadt“, einen „Zollort“ bedeuten würde. — Welcher Slavist uns eines Bessern belehren kann, möge es ja nicht unterlassen.

Dresden war schon seit dem 16. Jahrhundert ein viel besuchter Ort und seit der zweiten Hälfte desselben pflegte man bereits von ihm zu sagen: „Omnibus optatis Dresda referta bonis“ (Mit allen erwünschten Gütern ist Dresden gesegnet). Namentlich waren die weit berühmte dresdener Elbbrücke, sowie besonders auch die 1560 schon vorhandene Kunstkammer zum Sprichworte geworden; denn man war gewöhnt, zu sagen: „Wer in Sachsen nicht Dresden und in Dresden die Kunstkammer nicht sah, habe nichts gesehen.“ — Auch hatte Dresden im 18. Jahrhundert sogenannte „Wunderwerke“: 1) die Elbbrücke, 2) das Zeughaus, 3) die Kunstkammer, 4) das Stallgebäude, 5) das japanische Palais, 6) den Zwinger und 7) den Jägerhof. — Seiner ausgezeichnet anmuthigen Lage und auch der Kunst-

schätze wegen nannte man Dresden seit 60 Jahren auch „Elbflorenz“ und der Landmann der weitesten Umgebung pflegte es meist das „große Semmeldorf“ zu nennen.

Hinsichtlich der Menge von Wahrzeichen rivalisirte ehedem Dresden mit allen anderen Städten Deutschlands. Freilich sind in Dresden, wie anderwärts überhaupt, die größte Zahl derselben seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts verschwunden, seitdem namentlich durch den Verschönerungsbau der alten Elbbrücke, sowie durch die Umschaffung des jetzigen Neumarkts, besonders die Beseitigung des alten Frauenkirchhofs, durch die Zerstörung der Kreuzkirche im Jahre 1760, und den Neubau vieler Häuser der Stadt mancherlei nöthig gewordene Umgestaltungen hervorgingen, die dergleichen alterthümliche Monumente, an die das Volk so mancherlei Sagen und Märchen knüpften, verschwinden machten.

Nächst dem Brückenmännchen, dem Todtentanze, dem Salomonisthore und dem Schönen Thore, sind als Wahrzeichen von verschiedenen Handwerkern, da diese, wie wir schon erwähnten, nicht durchgängig ein und dasselbe wählten, namentlich aber vom Volke folgende Gegenstände Dresdens angesehen worden: der Queckbrunnen, die Pestkanzel an der „Entenpfütze“, der Mönchstein, die Goldschmiedsfrau auf dem Frauenkirchhofe, das Moritzmonument oder die Horche am Hasenberge, das garstige Ding am Chore der alten Kreuzkirche, der Mönchsbrunnen auf dem wilsdruffer Walle, der Teufel und seine Großmutter auf dem Kreuzthurme, der schwarze Herrgott und der Teufelsritt in der Kreuzkirche, der steinerne Kopf auf dem Neumarkte, das Weiberregiment an der Moritz-

straße, der bärtige Kopf in der Zahnsgasse, die sogenannte Gans in der großen Brüdergasse, die steinernen Kinder in der Schloßgasse und in der Schreibergasse, der Trompeter am sogenannten Trompeterschlößchen, der goldene Rabe auf der äußern pirnaischen Gasse und die Zeit oder der Tod nächst der Brücke in Neustadt.

Von diesen Wahrzeichen sind die sogenannte Gans, der Todtentanz und das Moritzmonument noch in ihrer ziemlichen Originalität erhalten, während das Brückenmännchen 1813 durch ein neues ersetzt worden und der Queckbrunnen wiederholte Veränderungen erlitten hat. Der Tod und das Trompeterschlößchenschild sind endlich Erzeugnisse aus neuerer Zeit.

1. Das Brückenmännchen oder die dresdener „Matz-Fotze" an der alten Elbbrücke.

Vor Allem gab es auf der alten Elbbrücke mehre Wahrzeichen, von welchen jedoch nur das sogenannte Brückenmännchen (in Copie freilich nur) noch übrig geblieben.

Im Munde des Volks wird es gewöhnlich die dresdener „Matz-Fotze"*) genannt, welcher Ausdruck sogar zum dresdener Sprichwort geworden ist, um damit einen sogenannten „Duckmäuser" oder schlaufrigen Menschen zu bezeichnen, wie z. B. der Baumeister der katholischen Kirche, Chiaveri, einen königlichen, ihm übelwollenden Beamten in einem Briefe zu nennen beliebte.

Das Bild dieses allbekannten dresdener Wahrzeichens war ursprünglich auf dem Schlußsteine, jetzt auf dem

*) Wie das Wiener Schimpfwort „Matzfotz" damit zusammenhängt, fragt sich.

Steiger rechts neben dem Läufer der Schlußsteinschicht der vierten Bogenwölbung (nicht am fünften Pfeiler, wie Gräße mittheilt) von Altstadt her, auf der Thalseite der Brücke angebracht und hat ziemlich Dreiviertel=Lebensgröße.



Das Brückenmännchen oder die dresdener Matz-Fotze an der alten Elbbrücke.

Man hat sich in mancherlei Vermuthungen über die Bedeutung dieses seltsamen, gemüthlichen Männchens ergangen; doch haben weder Hasche noch Andere das Männchen selbst näher betrachtet, sonst würden sie von einer „kauernden Stellung“ desselben mit „untergestemmten Armen und tief in die Augen gezogenem Mützchen“ *) nicht geredet

---

*) Hilscher (Nachrichten von der Elbbrücke 1729, S. 16) sagt: „Was demnach das Brückenmännchen betrifft, so hat dasselbe eine garstige Gestalt, und der gemeine Mann davon eine gär=

haben, was auch Gräße (Sagenschatz S. 79) blindlings nachgeschrieben hat. — Schramm hat das Brückenmännchen in seinem Brückenbuche ziemlich gut gezeichnet, und die Herren hätten sich nur die Mühe nehmen können, diese Zeichnungen zu beäugeln. Wie wir aus der beigegebenen Abbildung nach einer ältern Zeichnung sehen, ist es ein entweder auf einem Feldstuhle oder auf einem nach der heiligen Vierzahl getheilten Quader sitzender Mann, welche Position ihn allerdings schon zu einem Werkmeister aus einer der vier großen Bauhütten Deutschlands stempeln würde. Zu beklagen ist, daß das Originalbild am 19. März 1813 durch die Sprengung der beiden Bogen der Brücke mit in die Luft flog und erst später unter dem Schutte nicht eben gut erhalten wiedergefunden ward, nachdem man bereits beim Neubau des Bogens nach Schramm's Zeichnung vom Bildhauer Kühn (nicht vom Hofbildhauer Pettrich) es wieder als Schlußstein hatte ausführen lassen. Als man fast ein halbes Jahr nach Vollendung der Brückenrestauration das Original wieder unter dem Schutte auffand, mauerte man es leider im

stigere Aussprache; gehn sie also Erbarkeit wegen vorbei, und gedenke nur soviel, daß man diejenige Sache, so zwar an sich natürlich, einem Menschen zu seiner Gesundheit unentbehrlich, auch in eigner Person abzuwarten gantz unumbgänglich ist, bedeuten, und Höfflichkeit wegen mit ihrem eignen Nahmen nicht nennen will, man hiezu die Ausdrückung: Ein Brückenmännchen machen, das Brückenmännchen besuchen, vom Brückenmännchen geruffen werden, ingleichen: der Dreßdnischen Nothdurfft nachgehen u. s. w. zu gebrauchen pflege." Ferner S. 13: „Das sogenannte Brückenmännchen in solcher Gestalt eingehauen, wie etwa Saul mag gewesen sein, als er in die Höle gegangen, seine Füsse zu decken." Da möchte man fast an den „Ducatenmacher" zu Goslar denken.

Freien unter den Sockel der Brückenrampe nach dem italienischen Dörfchen zu, über der als Schleuße ausmündenden Kaitzbach, am Ende von Helbig's Restaurationssalon ein, wo es leider ganz verwittert ist. Restaurateur Helbig hat, da man überdies nach Wegfall des breiten Kruzifixpfeilers das Brückenmännchen am Bogen selbst von der Brücke aus nicht vollständig (außer mittels Fernrohr vom Ufer) sehen kann, vom Bildhauer Schneider gleichfalls nach Schramm's Brückenbuche ein zweites Reliefbild davon sauber ausführen und neben dem verwitterten Originale einmauern, sowie beide mit einem Wetterdächlein versehen lassen.

Die Tracht des Männchens ist die der Mitte des 14. Jahrhunderts: ein geknaufter (mit Knöpfen), anliegender Rock mit Stutzkragen und glatt umschließendem, kaum zu den Knien reichendem Schooße, Pluderhose mit hohen, bei den Steinmetzen damals ganz gewöhnlichen Zugstiefeln, einer überpuckten Gugel (Mütze), die Hoike oder den Regenmantel neben sich liegend, und mit in Natur wallendem Haupthaare.

Man hat nun vor Allem aus dem Namen „Matz-Fotze" im Volksmunde schließen wollen, daß es Matthäus Fotius (oder Matteo Foccio oder Fuccio), jener florentiner Baumeister sei, der, wie Albert Schiffner mit Sicherheit (?) zu wissen scheint, um 1265 oder 1284 die dresdener Brücke vollendete und sein Bild „nach dem skurilen Geiste der Zeit" u. s. w. aufgestellt hat. — Es ist allerdings zu bedauern, daß man trotz aller Nachforschungen in den betreffenden Archiven über die Geschichte der Baulichkeiten der ältesten dresdener Elbbrücke vor der Mitte des 15. Jahrhunderts durchaus nichts Sicheres

weiß, da Akten und Rechnung blos bis dahin zurück reichen. Zwar nennt eine Urkunde des Markgrafen Heinrich's des Erlauchten vom 25. August 1287 diese Brücke eine steinerne (pons lapideus); doch damit ist noch nicht gesagt, daß sie durchgängig geschlossene Bogen hatte, da sie noch bis 1547 drei Holzüberbrückungen zählte. Bei der großen Restauration der Brücke im Jahre 1845 sah man überdies, daß in den jetzigen sichtbaren Pfeilern zum Theil noch alte vorhanden sind, die aber keine Spur von Widerlagern zu Wölbungen haben, worauf der Verfasser (Chronik der dresdener Elbbrücke u. s. w., 1848) ausführlich nach Akten und Autopsie sich eingelassen hat. Alten Chronisten zufolge waren übrigens ursprünglich die Pfeiler sämmtlich mit Holz überbrückt, und die Wölbungen sind erst nach der Zerstörung der Brücke im Jahre 1342 gemacht worden. Damit stimmt nun zwar die Indulgenz vieler Bischöfe zum Brückenbau vom Jahre 1319 nicht ganz überein; man ersieht aber doch schon daraus, daß man bereits in dieser Zeit für nöthig erachtete, einen Hauptbau an der Brücke vorzunehmen, was möglicherweise erst durch die Fluth im Jahre 1342 unbedingt nothwendig geworden sein kann.

Wollte man übrigens auch annehmen, daß Foccio, welcher nach Vasari (Vita Nicola Pisani anno 1229) ein florentinischer Baumeister, sowie Bildhauer und Erbauer der Santa Maria in Florenz war und auch zu Neapel und in dessen Umgegend um 1231 mehre bedeutende Bauten ausgeführt hat, so scheint es doch nicht ganz mit unserer Brückenbaugeschichte übereinzustimmen. Entweder mußte er früher in Deutschland sein oder nach 1250, und man könnte auch möglicherweise durch Heinrich's

des Erlauchten Verbindung mit Italien und selbst durch Konradin, dessen Sohnes Albrecht Schwager, mit Neapel, allerdings einen italienischen Baumeister nach Dresden gezogen haben. Doch es fragt sich, ob dies überhaupt nothwendig war, da doch die vier Hauptbauhütten Deutschlands, Straßburg, Wien, Köln am Rhein und Zürich (früher Bern), besonders aber die zu Straßburg, unter welche die meissener Lande bekanntlich gehörten, sogar Baumeister nach Italien entsendeten. So baute Meister Wilhelm von Innsbruck den schiefen Thurm zu Pisa, 1174, Meister Jakob, von 1218 bis 1230, die Franziskanerkirche zu Assisi und angeblich auch den Dom zu Arezzo, und Johann Fernach von Freiburg, 1391, sowie Ulrich von Freissingen, 1394, waren als deutsche Meister beim mailänder Dombau thätig. Ferner folgten noch um 1442 dem Bischof Alfons von Burgos, der durch Deutschland reiste, die beiden kölner Dombaumeister, Johann und Simon, nach Spanien, wo sie bei den Bauten der Dome zu Burgos, Barcelona und des Klosters Miraflores beschäftigt worden sein sollen. Uebrigens könnten wir schon seit Karl dem Großen Beweise für die Behauptung beibringen, daß man vor 1500 eher deutsche Baumeister im Auslande suchte, als fremde nach Deutschland berief.

Ja, man könnte fast annehmen, daß, wenn sich der Name des Baumeisters der Elbbrücke, wie sehr wahrscheinlich, im Munde des Volkes durch das Wahrzeichenbild so treu wie der wahre Name der meisten Städte und Dörfer slavischer Entstehung in Sachsen forterhalten hätte, dieser wirklich den ehrlichen deutschen

Namen Matthäus Foz, d. h. Mund oder Maul *), auch Gesicht **), aber auch Zotte, Wolle ***), wirklich gehabt habe, welcher Name sogar im Süden noch existirt. So gab es noch im Jahre 1375 sowol eine Familie Foyts als auch Vottichen, welches die plattere Form ist, im Ober- und Niedersächsischen. Namentlich erscheint in einer altzellaischen Urkunde aus dieser Zeit ein Nikolaus, genannt Vottichen, Laie der meissener Diöcese, der wahrscheinlich unweit Dresden wohnte. — Man könnte ferner noch weiter schließen, und annehmen, daß Foccio oder Fuccio, welcher Name eigentlich keine wahre italische Etymologie zuläßt, und da selbst das Wort „foce", der Schlund, Thal, germanischen Stammes ist, weil er zumal aus Florenz stammen soll, ebenso wie der Dombauherr von Orvieto im Jahre 1402, Pietro di Giovanni, der aus Freiburg gebürtig war, ebenfalls deutscher Abkunft gewesen und daß sein Name nur, wie nicht selten, italisirt worden sei.

Ueberdies ist es keineswegs gegen die Bausitte des 13. bis zum 15. Jahrhunderte, daß sich die Baumeister von Brücken und Kirchen auf Schlußsteinen oder Kragsteinen in Reliefbildern anbrachten. Dasselbe sehen wir im Dome zu Magdeburg, wo sich der Baumeister Bohnensack, der auch am alten Dome zu Meißen thätig gewesen sein soll, als Kragsteinbild, und in der Stephanskirche zu Wien, wo sich der Werkmeister der Bauhütte des Doms, Hans Buchsbaum, als Brustbild an der Kanzel und einer Empore, ver-

---

*) Noch übrig in den Provinzialismen losfözig = losmäulig, leckerfözig = leckermäulig.

**) Im Provinzialausdrucke „Jemandem Etwas in die Fozen geben", d. h. Jemand in das Gesicht schlagen.

***) Im Worte Fozentuchelin, d. i. wollenes Tüchelchen.

ewigt haben. Ebenso werden wir unter den regensburger Wahrzeichen etwas Aehnliches finden.

Da übrigens schon sehr früh mit Gewißheit in Dresden selbst ein Brückenhof und Brückenmeister, um 1311 Herrmann von Plankenwalde, der aus dem fuldaischen Flecken Blankenau, alt Blankenwalde, gebürtig, und nicht, wie die späteren Brückenmeister, ein dresdener Bürger, sondern Baukünstler war, und da außerdem im 15. Jahrhundert schon eine „Bücke" oder „Bückhutten", und noch später ein Steinbruch zur Brücke gehörten, welche unter dem Brückensteinmetzmeister standen, da ferner bereits um 1459 „Thoman Fiedeler von Dresen" gebürtig aus Weyer, als Werkmeister Dresdens unter der straßburger Steinmetzenordnung von diesem Jahre mit unterschrieben steht, so könnten wir fast vermuthen, daß der dresdener Brückenbau von keinem Ausländer, sondern zuverlässig von der straßburger Haupthütte aus durch einen ihr zugethanen deutschen Werkmeister, der möglicherweise Matthäus Fotze hieß, besorgt worden sei.

Doch die allgeschäftige Sage hat auch dieses harmlose Brückenmännchen nicht ungehudelt gelassen, sondern es mußte zu Volksvermuthungen über sein beschauliches Stillsitzen herhalten. Die Sage geht nämlich, daß der Brückenbaumeister Matz Fotze die Eisbrecher an der Brücke verkehrt angeblendet habe, nämlich die runden auf der Bergseite und die geschärften auf der Thalseite. Doch der Sagenfabrikant mag dabei nicht bedacht haben, daß der unbekannte kleine Mann bei Construktion der Brückenpfeiler zuverlässig die Schwimmvögel vor Augen gehabt haben mag, die auch vorn rund und hinten spitz ausgehen, und dabei doch so trefflich das Wasser mit ihren leichten Körpern theilen. — Die Sage geht sogar noch weiter, sie will

auch, daß er sich aus Scham an der Stelle, wo sein Bild sich jetzt den ernsten Betrachtungen widmet, herabgestürzt und den Tod in den Fluthen gesucht habe.

Wir überlassen es dem Leser, der aber gewiß nicht Karl Winter's schnurrige Erzählung für historisch begründet ansehen wird, unsere gewagten Conjekturen über das unerforschliche Brückenmännchen zu beherzigen, und wer uns eines Bessern belehren kann, möge es ja thun, da Widerspruch nur die Wahrheit fördert.

2. Das ursprünglich einfache Kreuz und nachmalige Kruzifix auf der alten Elbbrücke.

Zu den verschwundenen Wahrzeichen der alten dresdener Elbbrücke gehörte vornehmlich: das ursprünglich einfache steinerne Kreuz auf der Bergseite des 15. Bogens (jetzt 4. von Altstadt), wo es als ein Zeichen für die Schifffahrer, um ihnen schon von Weitem den Strombogen anzuzeigen, auf der mittelsten Zinne über dem Bogen angebracht war. Dieses Kreuz oder Kruzifix, wie es im Anfange des 16. Jahrhunderts in den Brückenrechnungen heißt, hatte wiederholt durch die Eisgänge, bei welchen sich die Schollen oft über die damals um fast 2 Quader niedrigere Zinnenbrüstung der Brücke heraufschoben, zu leiden, weshalb auch mehrmals Restaurationen, z. B. nach der großen Fluth von 1565, im März, an ihm nöthig wurden. Am meisten hatte es aber im Jahre 1595 gelitten; es war damals sogar zerbrochen, ward aber vom Steinmetzen Markus Fleischer neu gefertigt und erhielt 1596 eine neue Aufstellung auf dem nächsten Pfeiler nach Altstadt zu, wo es auch bis 1730 seinen Platz behauptete. Da auch hier

dasselbe noch nicht sicher vor den in Fluthzeiten aufsteigenden Eisschollen war, so erhielt es im Jahre 1667 ein vom Bildhauer Matthes Kroschwaldt ausgeführtes Postament, mit Laubwerk am Sims und Karnies, von hartem Posterstein, 3 Ellen 14 Zoll hoch und fast 3 Ellen breit.

Als das bisherige Kruzifix jedoch, welches, da es nur von „cötter" Sandstein war, an dessen Erhaltung übrigens als Stromzeichen sowol, als auch wegen einer damit Verbundenen Stiftung, wie einige Chronisten wollen, Viel gelegen war, durch die Witterung sehr gelitten haben mochte, ward es am 13. Sept. (am Kreuzerhöhungstage, 14. Sept., enthüllt) 1670 auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg II. auf dem jetzigen dritten Pfeiler von Altstadt rechts durch ein metallenes Kruzifix *) auf einem noch höheren steinernen Postamente **) mit einer in Metall gegossenen Inschriftstafel, ersetzt. Die Inschrift lautet: „Joan. Georg II. Dux et Elector Saxoniæ S. R. J. Princeps hanc Christi Servatoris patientis statuam, remoto omni superstitiosae adorationis cultu, aeternae memoriae gratitudinisque praetereuntium in redemtorem generis humani provocandae causa p(oni). c(uravit). anno s(alutis). MDCLXX. aet. LVII. reg. XIV." — Zu bemerken ist dabei, daß die Worte: „remoto omni — provocandæ causa" ***) auf

*) Hilscher erzählt (a. a. O. S. 11): daß etwa 1673 eine Sage unter die Leute gekommen sei, daß man an dem Kruzifix herabfließendes Blut wahrgenommen, woraus man beinahe „ein Miracul" gemacht. Die Untersuchung ergab, daß die röthliche Feuchtigkeit eine natürliche Ursache gehabt.

**) Auf der Rückseite desselben stand: „WOLFG. CASP. A. KLENGEL. ARCHIT. EL., des Baumeisters Name.

***) „Nicht in der Absicht, daß man diese Kreuzesfigur auf eine abergläubische Weise verehren oder anbeten sollte."

Veranlassung des damaligen Oberhofpredigers, Dr. Martin Geyer, erst in die Inschrift wohlweislich eingefügt wurden.

Ein metallenes Kruzifix selbst war bereits 30 Jahre früher vom berühmten Stück- und Glockengießer Johann Hillger gegossen worden, doch wegen der fehlenden Geldmittel sowol, als auch wegen der Kriegsunruhen nicht vom Kurfürsten Johann Georg I. angekauft und aufgestellt worden, und die Erben Hillger's hatten endlich dasselbe, ohne weiter (1656) beim neuen Kurfürsten anzufragen, nach Prag *) verkauft. Doch war die von einem italienischen Künstler in Holz geschnittene Patrone, die Hillger abgeformt, noch vorhanden, und so goß der Nachfolger, Andreas Herold, auf Befehl des Kurfürsten ein zweites darnach, wofür er 500 Thaler erhielt. Die Patrone, welche man verloren geglaubt, fand der Verfasser 1841 in einem Schuppen („Heilandsschuppen" genannt) im dresdener Militärbauhofe wieder vor und ist seitdem im Alterthumsmuseum im Großengartenpalais aufbewahrt.

Bei der durch Kurfürst Friedrich August I. in den Jahren 1729 bis 1732 vorgenommenen Verschönerung der Elbbrücke, wobei der jetzige fünfte Pfeiler von Altstadt eine ganz neue und umfangreichere Form erhielt, weil eigentlich darauf eine Reiterstatue August's gestellt werden sollte, ward endlich auf Befehl des Königs das Kru-

*) Die Juden mußten nach dem Urtheile des Appellationsgerichts ein neues Kruzifix deshalb auf der prager Brücke aufstellen lassen, weil Einer ihrer Leute das frühere entweiht haben sollte. —

zifix, nachdem es ein neues und zierlicheres Piedestal in Form eines Felsen mit Vegetation erhalten hatte, dahin versetzt. Wir ersehen namentlich aus der in Schramm's Brückenbuche abgebildeten, doch wol nicht (?) ausgeprägten Medaille *) mit der Brücke dieses Projekt mit der Reiterstatue. Hierzu ward auch bereits am 19. April 1730 ein hölzernes Modell auf dem Pfeiler selbst, 1731 ein anderes von Gyps im Zwinger aufgestellt. Das Projekt jedoch kam aus Besorgniß, daß der Pfeiler dieses Monument nicht zu tragen vermöchte, nicht zur Ausführung.

---

*) Die eine Medaille ist vom sächsischen Historiker Joh. Conrad Knauth entworfen, zeigt auf dem Avers die Brücke mit der Reiterstatue Friedrich August's I. auf dem nachmaligen Kruzifixpfeiler, darüber die Wappen und Orden Sachsens und Polens und darum die Inschrift: „Augustos Augusta decent ornantque coronae" und auf dem Revers: „Deo fortunante auspiciis potentissimi princ. ac domini Augusti II. Sarmatorum Saxonumque regum augustissimi veri pontificis maximi opus hocce pontificiale Augustali decore ornatum absolvi coepit A. O. R. MDCCXXXI — Saxonum virtus quid non domat. sub iugum ecce albis rapitur fornicibus — J. C. K." — Die zweite Medaille zeigte auf dem Avers die Reiterstatue nach dem Modelle im grünen Gewölbe, darunter das sächsisch-polnische Wappen mit Armaturen und der Umschrift: „Augustus II. Sarmat. Rex. Pontifex. Germ. Maximus. A. C. 1731." — Auf dem Revers war die Brücke mit dem Kruzifix und der Ueberschrift auf Spruchbändern: „Dis achtzehnfache Kunstgewölbe verbindt zwey Städte mit d. Elbe — Von Fürsten ward ich aufgeführt — Von König August ausgeziert." — Im Vordergrunde sitzt der Elbgott mit der fließenden Amphore und vor der Brücke tummelt sich Neptun auf seinem Wellenrosse nebst Adjutanten. Darunter die Worte als Chronostichon: „NeptVn erkennet AVgVsts BrVCke fVr dessen groestes MeIsterstVCke — C. C. S."

Deshalb ließ August im Juli 1731 das von seinem Großvater auf dem dritten Pfeiler stromaufwärts im Jahre 1670 aufgestellte Kruzifix, welches 25 Zentner im Kreuze und 8 Zentner in der Figur wog, abnehmen und durch den Gelbgießer Debold in Glanz und matt im Feuer vergolden.*) Der Hofbildhauer Kirchner fertigte den 12 Ellen hohen zierlichen Felsen für 2900 Thaler, und am 15. Aug. 1732 ward das 8 Ellen hohe Kruzifix auf demselben aufgerichtet. Unter dem Kreuze lag eine 1¼ Elle durchmessende stark vergoldete kupferne Kugel, die von einer 3 Ellen langen, armstarken Schlange umschlungen war. Am Felsen selbst war eine 3½ Ellen hohe und 2 Ellen breite Tafel von italienischem weißen Marmor angebracht, auf der mit sechszolligen broncenen, starkvergoldeten Versalien die Inschrift zu lesen war: Joan. Georg II. Elector aere fudit, Friedr. Aug. Rex ornavit et lapide substruxit.

Bemerkenswerth ist, daß der gekreuzigte Christus nicht mit gesenktem, sondern mit erhobenem Haupte und verklärtem Blicke dargestellt war, und der Künstler, der überhaupt das ganze Bild sehr edel und zart aufgefaßt hatte, auch die Dornenkrone, sowie die Speerwunde in der rechten Seite anzubringen (vielleicht mit Absicht) vergessen hatte. Die oben erwähnte frühere Inschrifttafel war jedoch bei der Wiederaufstellung im Jahre 1732 verschwunden; Dr. Geyer's Einschaltung mochte den damals in Dresden verkehrenden Jesuiten nicht eben gefallen haben. Ebenso ward das Schriftblatt des Kreuzes, das früher historisch treu (?) das Jesus Nazarenus Rex Judaeorum auch in griechischer und hebräischer Sprache enthielt,

---

*) Soll 2550 Thaler gekostet haben (?).

mit einem neuen, das nicht einmal das sonst gewöhnliche I. N. R. I. trug, vertauscht.

Am 18. März 1813, in welchem Jahre die dresdener Brücke durch Marschall Davoust am 19. eine Sprengung der beiden dem Kruzifix nach Altstadt zu benachbarten Bogen erleiden mußte, ließ Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, Mitglied der Landesdeputation, dasselbe aus Besorgniß vor Beschädigung abnehmen. Doch ward es auf des Fürsten Repnin Wunsch bereits am 28. Dec. desselben Jahres wieder aufgerichtet.

Auf dem Kruzifixpfeiler, der über zwei Breiten und Tiefen der anderen Pfeiler faßte, konnte man sich das Brückenmännchen ganz gut betrachten. Hier war auch der Hauptwachtposten der Brücke, der in früherer Zeit meistens von der Artillerie besetzt ward und der allerdings nicht der angenehmste war, woher natürlich beim Militär das Sprichwort: „Bei Dir Herr Jesu Christ die schlechtste Post auf Erden ist!“ entstehen mußte.

Nachdem dieses wirklich kunstvolle Monument, das 175 Jahre eine obschon oft bekrittelte Zierde der dresdener Elbbrücke und zugleich mit seinen Vorgängern ein Wahrzeichen der Stadt gewesen war, im Jahre 1813 auch noch eine zweite Tafel mit der vom Hofrath Karl August Böttiger dem russischen Gouvernement zu Gefallen geschaffenen doppelten historischen Lüge: „Galli dejecerunt, die XIX. Mart. MDCCCXIII. Alexander restituit die natali XXIV. Dec. MDCCCXIII.“ an sein Postament erhalten und endlich im Jahre 1836 nochmals eine Reinigung erlebt hatte, wozu eine fromme Dame „Sophia“ (?) 25 Thlr. beigesteuert, stürzte es am 31. März 1845, Morgens ½ 10 Uhr, beim Ausweichen

seines durch die furchtbare Elbfluth unterwühlten Fundaments sammt seinem Piedestal in die schäumende Fluth und ward unter den Trümmern des Pfeilers spurlos vergraben. Mehrfache Versuche zur Auffindung desselben blieben erfolglos. Die hohle Kugel allein erhielt sich auf der Fluth und ward aufgefangen. — Zur Erinnerung an diesen Unfall erschien 1845 in der Kunsthandlung von Morasch und Skerl eine skizzirte Abbildung mit der von dem verewigten Dichter Hohlfeldt gedichteten Unterschrift:

Das Bild, das lang der Brücke Bau geschmückt,
Zu dem die Andacht oft hinaufgeblickt,
Schien, als es sank, zum Abschied uns zu sagen:
Nur die sind mein, die mich im Herzen tragen. —

3. Die sogenannten Martersäulen der alten Elbbrücke.

Nächst diesem Kreuze, das im Verlaufe von 400 Jahren so verschiedene Veränderungen als Wahrzeichen erlitten hatte, waren noch außerdem auf der alten Elbbrücke vor der Reformation zwei gleichfalls als Wahrzeichen angesehene, sogenannte Martersäulen, als Stationen des früher beim Linke'schen Bade (am sogenannten O=Schwanze) befindlichen Calvarienberges, von welchen eine 1499, mit dem Karas'schen Wappen (eine Karausche im Schilde), und die andere 1515 zum Andenken eines an dieser Stelle von der Brücke Verunglückten errichtet wurde. An die Stellen derselben, da sie zugleich Stiftungen bezeichneten, kamen nach der Reformation im Jahre 1539 einfache Kruzifixe. Eins derselben war blos von Holz und ward 1609 und 1707 restaurirt und gefirnißt; ein zweites war jedoch von Stein an dem 1547 erbauten Zollhause, oder dem nachmaligen (seit 1683) „Blockhause"

auf dem neunten Pfeiler, welches 1707 mit Oelfarbe nochmals restaurirt wurde. Mit der erwähnten Verschönerung der Brücke sind auch diese Kreuze völlig verschwunden.

4. Die Brückenfreiheitssäule.

Ein ebenfalls verschwundenes Wahrzeichen der Elbbrücke Dresdens war ferner die Säule der „Brückenfreiheit". Diese bestand in einem steinernen Säulenstumpfe mit darauf gesetztem Würfel, auf dessen nach dem Brückenpfade zugekehrter Seite ursprünglich eine „Hand, die von einem Beile abgehauen ward", in Relief dargestellt war. Sie war das Zeichen des sogenannten „Brückenfriedens", und sollte einfach andeuten, daß derjenige dieser Strafe verfallen sei, der den Frieden auf der Brücke bräche. — Sie war übrigens nach Art der meisten alten Bildwerke gemalt; denn sie ward bei der großen Herstellung der Brücke im Jahre 1547 „neu gemalt" — Auch scheint in diesem Jahre noch eine zweite Brückenfreiheitssäule errichtet worden zu sein, da sie als aus Stein gehauen in der Rechnung d. J. erwähnt ist. Aus der Brückenrechnung vom Jahre 1547 scheint endlich noch hervorzugehen, daß die sogenannte Brückenfreiheit, wie gewöhnlich war, eine Inschrift hatte, die uns aber keiner der Topographen Dresdens, unsers Wissens, aufbewahrt hat. Sie war vielleicht ähnlich der auf der prager Brücke ehemals befindlichen:

„Wer stört allhier des Friedensstand,
Dem straft das Beil die Frevlerhand."

Oder lautete vielleicht so wie die Inschrift des Brückenfriedens zu Frankfurt am Main:

„Wer die Brückenfreiheit bricht,
Dem wird sein Frevelhand gericht."

5. Die Säckungsfalle in der Brückenbrüstung der Elbbrücke.

Nicht minder ward von den ehemaligen Handwerksburschen jene nur durch ein Holzgeländer vermachte Oeffnung in der Brüstung der Brücke, dem oben erwähnten Kreuze am Strombogen gegenüber, als ein Wahrzeichen betrachtet, durch welche man die Delinquenten, welche zum Säckungstode verdammt waren, in die Elbe hinabzustürzen pflegte, und sie wird zum letzten Male in der Brückenrechnung von 1715 erwähnt. Als jedoch die früheren Zinnen mit Platten überlegt wurden, weil öfters Unglücksfälle, namentlich bei Sturm, vorgekommen waren, daß nämlich Menschen und Vieh von der Brücke über die Zinnen in's Wasser geworfen worden waren, so ist diese Oeffnung ebenfalls mit Steinen versetzt worden. Der Erste, welcher hier gesäckt ward, war 1548 Hans Schumann, ein Muttermörder, wobei im Hinunterstürzen der lederne Sack zerborst, 1626 erlitt hier eine Kindesmörderin, die Fuchs, diese Strafe, und der Letzte, welcher von der Brücke gesäckt wurde, war der Mörder seiner Frau, der Goldscheider Richter, am 15. Aug. 1715. Früher ward diese Strafe beim Galgen an der Weisseritz beim Wehre vollzogen.

6. Martin Heuslers Gedenktafel vom Jahre 1547 auf der Elbbrücke.

Endlich ward noch seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ein nicht weit vom sogenannten Triumphbogen (dem vormaligen Zollhause) auf dem Bogen, zwischen dem 9. und 10. Pfeiler, welcher 1547, nachdem daselbst vorher eine Zugbrücke gewesen, eingewölbt worden war, ein rechts

von Altstadt her liegender Stein, von 3 Ellen Länge und $3\frac{1}{2}$ Ellen Breite, als Wahrzeichen betrachtet. Dieser enthielt ein rundes, quer getheiltes Schild, dessen oberes Feld ein Schneckenhaus und das untere zwei Schrägbalken zeigte. Außerdem trug er die Buchstaben M. H. L. (Martinus Heusler Licentiatus) über dem Schilde und darunter D. A. D. O., während auf der Querseite: Anno MDXLVII. und darunter etwas kleiner die die obern Buchstaben erklärenden Worte: „Domus amica, Domus Optima" zu lesen waren. Das Schild ist das Heusler'sche Familienwappen und die Chiffern und Inschrift beziehen sich darauf, daß der Brückenmeister Martin Heusler, Licentiat, im Jahre 1547 die vom Kurfürsten Johann Friedrich beim Abwerfen der Holzbrücke beschädigten Pfeiler restaurirt und den Bogen eingewölbt, auch den sogenannten Triumphbogen auf dem neuen Pfeiler erbaut hatte, worauf sich überdies noch eine in des Verfassers Brückenchronik (S. 35 fg.) abgedruckte Inschrift am Portale des Triumphbogens bezog. Die Buchstaben D. A. D. O. sind also nur Abkürzung der Wappendevise Domus amica etc. — Dieser Stein ist übrigens 1720 mit der Portalinschrift vermauert worden, und Hasche (Magazin der sächsischen Geschichte, Bd. I, S. 186) ward, als man 1784 ein Stück des Inschriftsteins fand, sogar zu Vermuthungen wegen des ursprünglichen Baujahres der Brücke verleitet und stellte das Fragment „als eine problematische Aufgabe für gelehrtere Antiquare" auf. —

7. Das garstige Ding an der ehemaligen Kreuzkirche.

Dieses zuverlässig sehr alte und nächst dem wegen seiner harmlosen Session mehrfach verdächtigten Brücken-

männchen unbedingt älteste Wahrzeichen Dresdens, von dem allerdings jetzt jede Spur verschwunden ist, war an der äußern Mauer des alten, öfter bei Feuersgefahr geretteten Hochchors der 1760 im Bombardement Dresdens durch eingeworfene Bomben gänzlich durch Feuer und Einsturz zerstörten Kreuzkirche. Es bestand, wie sich nicht allein traditionell fortgeerbt, sondern wie man auch noch vor zehn Jahren theilweise an dem über die Hälfte freilich verschütteten Originale, das an der Mauer der Bürgerwiese nicht weit vom Eingange der langen Gasse nach dem Jahre 1760 aufgestellt worden, ersehen konnte, aus einer weiblichen Figur mit hohem Kopfputze, an der ein Hund emporstieg.*) Abgesehen davon, daß nach der Sage das sogenannte „garstige Ding von Dresden" ein Frauenzimmer darstellen sollte, welches eine übertriebene oder wol gar unnatürliche Zuneigung zu Hunden gehabt, und daß diese als Strafe für ihr unziemliches Benehmen das Hochchor der Kreuzkirche auf ihre Kosten habe bauen lassen, so dürfte es doch unbestritten bleiben, daß dieses Bildwerk keine bloße architectonische Schnurre war, sondern daß es eine wirklich entweder symbolische oder historische Bedeutung gehabt, deren Wahrheit jedoch, nachdem sie in Vergessenheit gerathen war, endlich hinter die vielleicht (wie es nicht ungewöhnlich) auf reine Ver-

---

*) Leider ist das Bild beim Abbrechen der Mauer in ganz neuester Zeit entweder mit Absicht (?) oder durch Vernachlässigung der Arbeiter verloren gegangen, obschon für dessen Erhaltung von Seiten vieler Alterthumsfreunde, namentlich auch des Verf., mehrfach gebeten worden war. Da nun das Bildwerk spurlos verschwunden ist, so können wir allerdings keine bestimmte Erklärung darüber abgeben.

muthung begründete Sage verborgen worden ist. Da nun aber unsere Aufgabe es ist, über dergleichen unbegreifliche und räthselhafte Zeichen der Zeit nachzuforschen, so wollen wir ebenfalls einen Versuch zur Deutung des für den Alterthumsforscher selbst wirklich „garstigen Dings" wagen.

Ehe wir jedoch darauf eingehen können, wird es nothwendig sein, zu berücksichtigen, was sowol ein älterer Chronist und Topograph davon sagte *), als auch, daß wir darüber uns klar werden, ob an andern Kirchenbauten wirklich ähnliche Darstellungen vorkommen.

Mag. Hilscher (Nachrichten von der dresdener Elbbrücke, 1729, S. 13) sagt: „An dem nach alter Art zierlich und mit viel Steinmetzen- und Bildhauerarbeit zugerichteten Chor der Kreuzkirche ist von außen unter andern zum Theil närrischen, zum Theil obscönen Figuren auch eine vor allen andern hervorragende, die einen Hund nebst einen Menschen in einer übeln Positur vorstellt, und erzählt man davon, daß eine wohlhabende Person, so des criminis bestialitatis wäre überwiesen worden, zu Entgehung der verdienten Strafe solches Gebäude auf ihre Kosten habe müssen aufführen lassen, da denn zum Andenken dessen ein solches Bild allda mit wäre angebracht worden. Ich weiß aber nicht, ob dieses Vergeben eben Grund habe, massen in den noch finstern Zeiten es nichts

*) Die von Karl Winter in seinem bekannten aussprechenden Humor, angeblich aus dem Munde einer alten „Nähmamsell" in ganz neuester Zeit aufgetischte Variante der Sage kann von uns gar keine Berücksichtigung finden, da ihr wie gewöhnlich allen von diesem guten Erzähler gelieferten Sagen zu viel eigene Erfindung beigemischt ist.

neues war, daß man allerlei Schnacken, lächerliche, ja unzüchtige Gestalten, nicht nur an die Kirchen, sondern gar in die Kirchen, hineinsetzte, wie man unzählige Exempel noch hin und wieder, auch in unserm Lande selbsten, als Zeugnisse der vormaligen gantz entsetzlichen Verderbniß, antreffen wird.“

Der alte Hilscher bezweifelte also bereits die Wahrheit der Sage, und er hatte gewissermaßen schon eine Ahnung davon, daß dieses Bild eine bloße, im Mittelalter an den Bauwerken nicht ungewöhnliche, namentlich an Kirchenbauten im romanischen und altdeutschen Style sogar sehr gebräuchliche, eigentlich wol nur die Laster und Thorheiten der Menschheit geisselnde architectonische Spielerei gewesen sein dürfte, da besonders, wie Hilscher sehr richtig bemerkt, sich am Chore, dem wahrscheinlich ältesten Theile der Kreuzkirche, mehre dergleichen plastische Curiosa vorfanden.

Und dergleichen Bildwerke, über deren Entstehung und Bedeutung sich mehre Alterthumsforscher abgemüht haben, deren es namentlich in Frankreich und Deutschland viele gibt, sehen wir doch noch heutzutage an den Domen zu Straßburg, Zürich u. s. w. eine Menge höchst obscöner Figuren von Menschen mit Thieren, besonders mit Affen (den geilsten Thieren), Schweinen, Geiern und andern Raubvögeln untermischt, ganz besonders in den Bildhauereien der Capitäle, Borten und Friese. Einen gleichen Beweis liefert uns die Vorhalle des Doms zu Magdeburg, wo wir eine auf einem Bocke reitende Frauensgestalt, die völlig entkleidet und üppig gebaut, in ziemlich anstandsloser Haltung, sowie noch viele andere sehr zweideutige Bildwerke sehen können. Nicht minder ist dafür

ein Beweis die Sau mit den Juden, oder das so sehr verbreitete „Schemhamphoras" am Dome zu Magdeburg sowol, als auch an der Stadtkirche zu Wittenberg, der Nicolaikirche zu Zerbst, der Annencapelle zu Heiligenstadt, am Rathhause zu Salzburg, am Münster zu Basel, sowie zu Regensburg, unter dem Brückenthore zu Frankfurt a. M., worauf besonders der Rabbiner sich zu einem unappetitlichen Werke der Naschlust anschickt, ferner an der Apotheke zu Kehlheim und endlich am Dome zu Freisingen, mit der bezeichnenden Inschrift:

„So wahr die Maus die Katz nit frißt,
Wird der Jud kein wahrer Christ."

Bedenken wir ferner, wie selbst in den Missalien und Breviers des Mittelalters die obscönsten Darstellungen in den Initialbuchstaben sowol, als auch in deren kunstvollen Illustrationen en miniature sich vorfinden, daß man ferner selbst Backwerk, als Bilderbrot, die verfänglichsten Gestalten und Namen (z. B. die meißner Fummeln u. s. w) hatte, daß man sogar Hausgeräthe als obscöne Figuren fertigte; wir erinnern nur an den bekannten Schandbecher beim Brantome und an das Wasserreservoir am Waschtische des Herzogs Philipp von Burgund, das in einer das Wasser lassenden weiblichen Figur bestand, so darf es immer klarer werden, daß auch das „garstige Ding" zu Dresden der lockern Laune eines Bildhauers unter Huldigung des lasciven Klerus seine Entstehung verdanken könnte.

Diese übertriebene Neigung zur Burleske und zur offenbaren Lascivität spricht sich sogar in den kirchlichen

Schauspielen aus, wo nicht allein zuweilen Marien zur Lust des sittenlosen Klerus auftraten, die, wie Wieland sagt, „bis auf die Seele entkleidet" waren, sondern auch männliche Personen, welche, wie z. B. 1516 zu Angers bei der Darstellung des trunkenen Noah unter Begleitung von Zotenversen die schaamlosesten Stellungen machten. Das auffallendste Beispiel aus dem 15. Jahrhundert bietet aber selbst das sonst weit weniger schlüpfrige Sachsen an dem ehemaligen Hauptaltare der Kirche zu Schneeberg dar, auf dessen Lieden die „Blutschande Loth's" ohne alle Bemäntelung gemalt war.

Es konnte übrigens nicht fehlen, daß die stets wachsame Phantasie und der immerdar geschäftige Volkswitz sich baldigst auch an das dem gemeinen Manne unerklärliche und ihm deshalb seltsam und verdächtig erscheinende Bildwerk an dem Chore der Kreuzkirche machte, und daß er daran eine dasselbe auslegende Sage knüpfte, wozu vielleicht selbst ein Vorfall, welcher eine kirchliche Strafe oder Buße nach sich gezogen hatte, die erste Veranlassung gegeben haben könnte. Es bleibt jedoch keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß das Bild wirklich ein Schanddenkmal war, da dergleichen wegen Verrath, Mord, Raub u. s. w. ebenfalls im Mittelalter vorgekommen sind.

Dresden gehörte bis zum spätern Mittelalter herab zu dem slavischen Theile Sachsens: denn noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde ebenfalls in der Kreuzkirche wendisch gepredigt, wie wir aus Rathsrechnungen ersehen. Die Slaven aller Länder haben nun in ihrer Volksmythologie und Sage eine gespenstige Gestalt der

„Pestfrau" oder „Pestjungfrau", welche entweder der indischen schwarzen Kali ähnlich gedacht wurde oder auch wie die Wildaberta gleich grausam angesehen war. Einige Slaven verwechseln sie mit der Jaga Baba, Andere halten sie für eine Wilys. Die Serben nennen sie Kuja, die Slowaken Ruga, die Russen dagegen Lichoretka, gegen die nur der Wolfspelz schützt. In Lithauen kennt man die Pestjungfer, die Giltine, welche zugleich auch die „Goldgöttin*) ist, während in Böhmen es die Polednice, sowie in der Lausitz theilweise das Mittagsgespenst ist, woher auch der mittelalterliche Ausdruck für die Pest „morbus meridianus" kommen soll. Genau genommen ist aber die lausitzer Smertniza die Pestfrau mit dem rothen Tuche oder Mantel, von der viele Sagen gehen, während man aber auch in der Lausitz mit den Sagen von der jungen schönen Edelfrau Dziwicza, die in Begleitung ihrer vielen Hunde die Wälder um Mittag durchzieht, sich trägt. Besonders aber hat jetzt noch Polen eine Aberglaubensfigur, die Dziewana, bei deren Annäherung, dem Hereinbrechen der Seuche, die sich nach deutschen Sagen als blaue Flammen auf den Kirchhöfen zeige, die Hähne sogar heiser würden und die Hunde den Anschlag verlören. — Auch sollen nach einzelnen Sagen die Hunde sie zuerst spüren und sehen, sowie bei ihrem Erscheinen wild werden und Versuche machen, sie zu packen, während aber auch die Pestjungfrau sie mit Schadenfreude

*) Nork (Realwörterbuch, III, S. 41) erinnert an jene „mit Gold abgefundene Pestfrau" im punischen Sprichworte: „Numum vult pestilentia" (Augustin. de verb. ap. 168). Vergl. Grimm, Deutsche Mythol. S. 1136.

necken und reizen soll. So erzählt besonders Woycicky eine Sage, wo Hunde die von einer Leiter gefallene Pestfrau gepackt hatten. Selbst in Schweden kennt man eine Pestfrau, die Pestflicka, mit dem Besen, und in Norwegen weiß man viel von der alten bleichen Frau, der Pesta, im rothen Kleide, zu erzählen. Auch die Neugriechen haben eine blinde „Blatterfrau“ welche die Kinder schreckt und die sie συγχωρεμένη (Nachsichtige), seltsam genug, nennen.*)

*) Nach Grimm (Deutsche Mythologie, 1136) dachte man sich die Pestfrau als eine von Haus zu Haus wandernde Blinde, vor der Alles todt niedersinkt, was sie mit ihren knochigen Händen berührt, wenn sie tastend die Mauern entlang schweift, und man hielt es daher sogar für besser, sich soviel als möglich mitten im Raume der Häuser aufzuhalten. Diese Ansicht von der Pest und ihr Auftreten sich so und nicht anders zu denken ging aus der dem Volke unbegreiflichen Epidemie dieser verheerenden Krankheitserscheinung hervor. So dachte man sich auch die Pestjungfrau auf einem zweiräderigen Wagen einherrollend, von Schreckgestalten aller Art umringt und mit einem langgeschweiften Zuge von Leichen, Todtenbahren und Särgen, deren Zahl sich, je weiter sie zog, in's Unabsehbare vermehrte. Die Angst vor der Pestjungfrau war bei der slavischen und auch deutschen Bevölkerung so furchtbar, daß man, wo man nicht völlig auszog, sich beim Ausbruch der Contagion der Pest kaum vom Hause zu entfernen wagte, und Feldbau sammt der Viehwirthschaft gänzlich vernachlässigte: denn man glaubte, daß, entferne man sich nur auf kurze Zeit aus der Wohnung, während der Zeit von unsichtbaren Händen unabsehbares Unheil im Hause angestiftet werde, das Hausgeräthe zerbrochen, Speisen und Getränke verderben, das Herdfeuer sogar zerstört und die Brände im Hause umhergeschleudert würden. Doch hatte man die Ueberzeugung, daß die Macht der Pestjungfrau nur bis zur Neujahrsnacht (der Zeitpunkt der größten Kälte, die bekanntlich jeder Epidemie die Gewalt nimmt) währte. Vor Sonnenuntergang am Neujahrs-

Erinnern wir uns ferner auch daran, daß, als bestes Mittel gegen die Epidemie, das sogenannte „Vermauern der Pest“ in und an Kirchen im Mittelalter nicht ungewöhnlich war, wie z. B. in der Kirche zu Erbach. Denken wir ferner daran, daß man die Pest sogar in hohle Bäume bannte und vernagelte, also gleichsam sympathetisch transplantirte, wie noch im Jahre 1709 zu Conitz in Preußen vorkam, wo man sie auf dem Kirchhofe in das Loch einer Linde bannte, in das man nach abgehaltener Ceremonie einen passenden Pflock schlug, so kommen wir immer näher zu der Vermuthung, daß vielleicht das sogenannte „garstige Ding“ nur das Zeichen der hinter dem Hochaltar der Kreuzkirche zu einer Zeit „vermauerten Pest“ zu betrachten sei; zumal ein Hund an der Figur aufsteigend, also wahrscheinlich sie packend, eine Hauptsache am Bilde gewesen zu sein scheint.

Wir überlassen es nun dem gebildeten und gelehrten Leser, unsere völlig unmaßgeblich aufgestellte Vermuthung näher zu prüfen, wollen aber keineswegs damit ganz die oben angedeutete Sage, da doch unbedingt die meisten Sagen etwas Wahres wenigstens zum Grunde haben, wegleugnen, indem ja die Erfahrung uns lehrt, daß man namentlich wegen fleischlicher Sünden und unnatürlicher Vergehen im Mittelalter meistens Strafen dictirte, die den

---

tage versammelte sich daher gewöhnlich auch die Bewohnerschaft eines Orts, der bei Annäherung der Pest verlassen worden war. Nach einer Feierlichkeit mit Dankgebeten zogen sodann die Bewohner durch ein Fenster in ihre verlassenen Wohnungen wieder ein. Woyzicky berichtet Mehres über den Umzug der von den Russen Niewiasta genannten Pestjungfrau (vgl. auch Hanusch, Slav. Mythologie, S. 323).

Geldbeutel hart angriffen, und daß vornehmlich nicht selten diese Strafgelder zu großen Bauten verwendet wurden.

War dies doch noch in neuerer Zeit bei der Kreuzkirche der Fall, wo 1583 zum Baue des noch unvollendeten Thurmes sich der Rath zu Dresden vom Kurfürsten August einen Theil der Strafgelder ausbat, welche Graf Christoph von Mansfeld wegen eines Verbrechens gegen diesen Fürsten zu leisten hatte. Auch ward noch 1701 die Strafe, welche James Petzold und Susanne Müllerin wegen mit der Ehe getriebenen Leichtsinns zu zahlen hatten, vom Oberkonsistorium zum Baue der defekten Kreuzkirche ausgebeten. — Ja, in ganz neuester Zeit soll (?) der auf dem Kreuzwege bei der Johanniskirche in Leipzig von Nord nach Süd (ganz gegen den christlichen Gebrauch die Todten zu beerdigen) begrabene Wendler nach der Volkssage sich ebenfalls eines unnatürlichen Vergehens schuldig gemacht haben und deshalb eine Schulstiftung (die Wendlersche Freischule) zu machen veranlaßt worden sein.

8. Die Pestkanzel, das Geestmännel, der Wunderbrunnen.

Da, wo man jetzt auf dem sogenannten Freiberger Platze (sonst „An der Entenpfütze" geheißen), den man auf dem Wege nach der Tharander Eisenbahn berührt, rechts von der Annenkirche her eine Reihe hoher Häuser erblickt, war noch bis zu Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts (vor dem Findelhause) der im Volksmunde sogenannte „Geest" oder vielmehr Spital „zum heiligen Geist", das eigentliche „Bartholomäushospital", in welchem die sogenannten „Geestweiber" Logis und Unterhalt erhielten, eine Stiftung, welche dem 13. Jahr-

hundert angehört, da ihrer bereits 1337 in einem Rathskonsens gedacht ist. Dieses Hospital hatte auch ein bescheidenes, ungewölbtes Kirchlein mit einem Dachreiter, das nach einem noch vorhandenen Inschriftsteine im Jahre 1519 erneuert ward. Von 1530 bis 1578 war die jetzige Annengemeinde in dieses Filial von der Mutterkirche Plauen gepfarrt. Ueber seinem einfachen Portale stand auf einem Kragsteine die sandsteinerne Statue des heil. Bartholomäus mit dem beilartigen Messer, welche aber wahrscheinlich schon bei der Zerstörung des alten Gotteshäusleins durch die Hussiten zerstört wurde, welche um 1429 in fünf Heerhaufen das meißener Land gewaltig heimsuchten, Ostra und Altdresden verwüsteten *) und gewiß nach ihrer Unsitte auch den schönen, ganz aus Sandstein ausgeführten Altar der St. Bartholomäuskirche zerschlugen, wobei nur der mit einem heiligen Grabe, von guter durchbrochener Bildhauerarbeit des 13. Jahrhunderts, versehene Altartisch und eine das Kreuz umfangende Magdalene verschont blieben, welche noch jetzt im Alterthumsmuseum nebst dem hölzernen Altarschreine mit staffirten Holzbildwerken von 1519 aufbewahrt sind.

Außerdem hatte der dazu gehörige Kirchhof einen überdeckten „heiligen Brunnen", der „Wunderbrunnen" vom Volke genannt, dessen Wasser vor 1391 der meißener Weihbischof Nicolaus von Platen **), von

---

*) Nach einer Urkunde Friedrichs des Streitbaren lag noch im Jahre 1432 das von den Hussiten zerstörte Hospital wüste, und er trat es zum Wiederaufbaue dem Rathe daselbst nebst dem geistlichen Brückenamte auf 10 Jahre ab (Urkundenbuch zu Hasche's diplomatischer Geschichte Dresdens, S. 221 fg. Nr. 132 Urk.).

**) Der Sage nach soll ihn dieses Brunnenwasser vom Aus-

dem eine steinerne Grabplatte *) auch noch vorhanden ist, gegen die Gicht ebenfalls benutzt hatte.

Von dem Torso der Bartholomäusstatue, welche im Volke das „Geestmännel" hieß, ging nun die Sage, daß man es nicht aus der Kirche, wo es zuletzt in einem Winkel beim Altare stand, wegbringen könne. Ja, man erzählte sich sogar das Märchen von ihm, daß Einer, der es nach dem Herunterstürzen zur anderweiten Benutzung als Stein weggeschafft hatte, von ihm des Nachts so lange geplagt worden sei, bis er es wieder zum Kirchlein zurücktrug.

Andere hielten, namentlich in letzter Zeit (jedoch fälschlich), das erst aus dem 16. Jahrhundert stammende unschöne Ecce homo, von Holz, mit musterartig gemalten Geißelungsspuren, für das „Geestmännel", und noch Andere sogar den gedachten Grabstein des Bischofs Nikolaus von Platen von 1391 dafür, den man eben deshalb, weil er hier begraben ward, für den Stifter des Kirchleins sammt dem Hospitale, das aber doch im 13. Jahrhunderte als bestehend urkundlich erwähnt wird, ausgab.

Das Hauptwahrzeichen bei diesem Hospitale (weil es am meisten zu Gesichte lag) war jedoch die an der Straßenmauer links vom Kirchlein aufgeführte Steinkanzel mit einfacher Bedachung, einem ländlichen Lusthäuschen nicht

---

satze geheilt haben. Er muß aber doch nicht geheilt worden, da er im Hospitale gestorben zu sein scheint. Schöttgen (Christian, Rector der Kreuzschule) hat eine Monographie über ihn geschrieben; sie erschien unter dem Titel: „De Nicolao episcopo Constantianensi Dresdae sepulto", 1741 (4^0 und ist in dessen Opuscula minora S. 290 wieder abgedruckt).

*) Ist ebenfalls noch im Alterthumsmuseum aufbewahrt.

7

unähnlich, welche in Pestzeiten, besonders um 1539, namentlich aber auch bei früheren Fasten- und Ablaßpredigten, wo die Kirche das Volk nicht fassen konnte, benutzt ward, und deshalb auch die „Pestkanzel" genannt wurde. Dergleichen Freikanzeln kommen noch häufig in süddeutschen Städten an Gottesäckern vor, dienten aber meistens außer Pestzeiten den renommirtesten Kreuz- und Fastenpredigern, um einen bei Weitem größern Zuhörerkreis um sich versammeln zu können, bei ihren fulminanten Vorträgen. Die berühmteste von allen deutschen Freikanzeln ist die zu Wien auf dem „Freythofe" der Domkirche St.-Stephan, und zwar dem Zwettelhofe gegenüber an einem Kirchenpfeiler. — Auch erzählt man von der dresdener Pestkanzel, daß Luther noch 1539 auf derselben gepredigt habe. Da aber nicht bekannt ist, daß dieser durch Wort und Lied gewaltige Reformator je wieder zu Dresden, außer der berühmten „Mönchspredigt" vor Herzog Georg in der alten Schloßkapelle am Taschenberge, eine Predigt gehalten hätte, so ist dieses Vorgeben sehr zu bezweifeln.

Daß aber Joh. Capistranus, durch den die wiener Freikanzel bei St.-Stephan so berühmt und zum Wahrzeichen geworden war, im Jahre 1451, wo er in Dresden*) ebenfalls Alles durch seine fluthende Beredtsamkeit hinriß, auf dieser Kanzel gepredigt haben soll, läßt sich weit eher glauben.

Die „Pestkanzel" ist mit dem Hospitale spurlos

*) Dresden gehörte auch unter die Städte, welche beim Papste um die Canonisation des Joh. Capistranus im August 1462 nachsuchten (vgl. Hasche, Diplom. Gesch. Dresdens, II, S. 44).

verschwunden und an ihrer Stelle steht jetzt eine hohe, stattliche Häuserreihe.

9. Der schwarze Herrgott in der Kreuzkirche.

Der „schwarze Herrgott von Dresen" war bereits im 14. und 15. Jahrhundert ein kirchlicher Gegenstand hoher Berühmtheit. Ja, es ist anzunehmen, daß das von der Jahr aus, Jahr ein herbeiströmenden andächtigen Menge zum Theil auch in den sogenannten „Potterkasten"*) gezahlte oder auf dem Altare und in den Stock geopferte Geld zum größten Theile den dresdener Elbbrückenbau theilweise gefördert und Jahrhunderte mit unterhalten hat.

Wir werden unter „Salomonisthor" darauf zurückkommen, daß vor 1270 bei einer Hochfluth der Elbe ein Kruzifix, wie man sagt, aus Böhmen, bei Dresden angeschwommen sei, und daß man dasselbe im größten Triumphe durch das später nach ihm benannte „Pförtel" nach der alten ursprünglichen Kreuzkapelle getragen, wo man es zur Verehrung der Gläubigen aufgestellt, und daß dasselbe zur spätern Idololatrie des „schwarzen Herrgotts" die erste Veranlassung gegeben habe.

Dieses hochverehrte Kruzifix, welches zu seiner Zeit mit der „schwarzin Muttergotis" zu Einsiedeln im Canton Schwyz, mit dem „großen Herrgotte" zu Schaffhausen und dem „schwäbischen Heilande" zu Ueberlingen im Badenschen rivalisirte und gewisser-

*) Butterkasten, in welchen die Butterpfennige oder die Einnahme für die Ablaßzettel oder „Butterbriefe" floß, welche an diejenigen verabreicht wurden, welche an Fasttagen Butter u. s. w. essen wollten.

maßen zu Dresdens Aufkommen Vieles mit beigetragen haben dürfte, war ein ziemlich großes Kruzifix, dessen hölzerner Leichnam mit einer Menschenhaut (wie man sagt) überzogen war.

Jahrhunderte hatte dieses „Götzenbild christlicher Cultusverirrungen", wie es ältere Chronisten Dresdens zu nennen belieben, zur Anbetung ausgestanden, und hatte, da es namentlich an Festtagen ungemein prächtig beleuchtet ward, durch den vielen Kerzenrauch eine so ungemeine Schwärzung erhalten, daß man es allgemein „den schwarzen Herrgott" nannte.

Der Papst hatte überdies den Wallfahrern zu der Kreuzkapelle reichlichen Ablaß ertheilt, wodurch der Zusammenfluß der Ablaßsuchenden beim „Herrgott von Dresden" sich so gewaltig schon um das Jahr 1270 gemehrt hatte, daß die ursprünglich kleine Kapelle die gläubige Menge nicht mehr zu fassen vermochte, und man zu Ende des 13. Jahrhunderts auf einen Vergrößerungsbau bedacht sein mußte, der auch durch das geistliche Brückenamt baldigst zur Ausführung kam.

Bei dem Brande Dresdens im Jahre 1491, der auch die nach 1270 erbaute Kreuzkirche verzehrte, ward jedoch der „schwarze Herrgott" als erstes „Heiligthum" (Palladium Dresdae) gerettet und er erhielt nach einer Kirchbauregistratur im Jahre 1499 eine neue Bekleidung, welche in einem Rocke bestand, welcher 15 Groschen kostete.

Die Reformation, welche Alles aufhob, was die christliche Abgötterei gepflegt und den Aberglauben des Volks gereizt hatte, beseitigte natürlich auch den „schwarzen Herrgott", und nachdem Luther zuvörderst im Jahre

1524 gegen die Canonisation des Bischofs „Benno“ in der bekannten Schrift: „Widder den newen Abgott vnd allten Teuffel der zu Meyssen sol erhoben werden“ — geeifert hatte, erschien auch im Jahre 1539 von „Günther Strauß“ die „Wahrhafftige Newe Zeitung von dem Abgott zu Meissen vnd seinem nachbarn, dem schwarzen Hergott zu Dresden“, welche selten gewordene Flugschrift Hasche (im Magazin, Bd. I, S. 19—29) wieder abdrucken ließ. In diesem Gedichte heißt es unter Anderm vom schwarzen Herrgotte:

Als nhun die Pfaffheit aus eim trotz
Nicht stad wolt geben, dem wort gots,
Sondern auff ihrem thant verharn,
Hört was geschehen ist den farrn
Ihr Bischoff Benn der Abgot gros
Sprach an zu Dresden sein genos,
De schwartzen Hergot (dem aldo
Die alten Weiber gar geno
Die fües vor lautter innikeit
Abfressen han) Es war ihm leid,
Das Gottes Wort wer komn ins landt
Hett ein genhommen die Oberhandt,
Darum abs ihme gelegen wer,
Wollteus weichen der newen lehr
Bald wenden sich von hinn ghein Rom
Und klagens Babst heiliger Kron rc. rc.

Ferner:

Als nhun der Schwartze Hergott sach
Das es wolt werden vngemach
Auch mit ihm, das er rheumen must
Sein nehst, darinn er mit viel lust
Gewohnet hett viel zeit vnd Jahr,
Sprach er zum Benno angefahr

Mein bruder, dieweils die zeit so gibt,
Das vnsers bleibens lenger ist nit
So gfelt mir dein anschlagk nhur wol,
Das wir verlassen vnser hol
Eh dann man vns zum landt ausiagt.
Als bald er diese red gesagt
Da warens auff, es was recht zeit
Sonst hett man sie zum land ausgheit.

Nach 1539, in welchem Jahre die Reformation in Dresden durch Herzog Heinrich eingeführt ward, lag der „schwarze Herrgott“ bei Seite in der sogenannten „Götzenkammer“, auf dem Boden der Sacristei und ward nur von Reisenden als ein altes Wahrzeichen Dresdens noch besucht. Doch als am 19. Juli 1760 die alte Kreuzkirche unter den preußischen Bomben zusammenstürzte und von dem durch dieselben gezündeten Feuer alles Brennbare verzehrt ward, ist auch diese einst so berühmte Reliquie christlicher Abgötterei der Nachwelt verloren gegangen.

Auch Matthesius (Freund Luther's) gedenkt dieses „schwarzen Herrgotts“ in seinen 1569 zu Nürnberg gedruckten Hochzeitpredigten (S. 112) mit den Worten: „Man soll nicht solche Bilder und Seulen machen, daran man Gottes Namen und Kraft hefte, wie an dem «schwarzen Herr Gott zu Dresen»“, und in der Predigt über Sirach 9 (S. 128) „im Papstthum ist man zu Bischoff Benno und dem schwarzen Herr Gott zu Dresen gelauffen“ u. s. w.

Die Frauenkirche hatte gleichfalls ein ähnliches Heiligthum christlicher Idololatrie in der „wächsernen Mutter Gottes“, die allerlei Zeichen und Wunder gethan haben soll, und sich gleichfalls eines großen Zulaufs er-

freute. Endlich hatte noch die Dreikönigskirche in Altendresden (jetzt Neustadt) als kirchliches „Heiltum“ mit Indulgenz, die „Fußsohle der Maria“, ein auf Pergament gezeichnetes „Sohlenmaß“, in dessen Umkreise geschrieben stand:

„Das rechte, vnd wahrhafft Maß des Fusses vnser lieben Frauen, welches auffbehalten wird in einem Kloster in Hispanien. Johannes der 22. dieses nahmens, Papst, hat allen denen, die dieses Maß andächtig küssen vnd 3 Vater vnser, vnd 3 Ave Maria beten, 700 Jar ablaß verliehen. † Clemens 8. hat die Indulgentien bestätiget.“

10. Teufels Fußstapfe in der Kreuzkirche.

Eine andere Curiosität der Kreuzkirche, welche von dem Volk stillschweigend als Wahrzeichen anerkannt wurde, war des „Teufels Fußstapfe“, die aus der Teufelsspukzeit nach der Reformation stammte.

Die große Orgel (es waren deren zwei und zwei Positive vorhanden) unter dem Thurme war zu Anfange des 17. Jahrhunderts so schadhaft an den Ventilen geworden, daß sie 20 Jahre lang nicht gespielt werden konnte. Man vertraute sich nun im Volke, daß sie seit der Zeit vom Teufel besessen sei, seitdem dieser einen Kreuzschüler, welcher während der Predigt auf dem Chore Karte gespielt, neben derselben weggeholt habe. Zur Beglaubigung der Sage zeigte man bis zum Jahre 1760 im steinernen Fußboden der Orgelempore noch den „Tritt eines Pferdehufs“, welchen der erzürnte Teufel dabei eingestampft haben sollte. *) — So launenhaft ist nun die

*) Wahrscheinlich nur eine Galle des Gesteins, welche aus-

Sage; hier läßt sie den Teufel einen Schüler holen, der Karte während der Predigt (doch wol nicht allein?) gespielt hatte, oder der wol vielmehr der Verführer dazu gewesen war, während sie den Teufel an anderen Orten während der Messe selbst Karte spielen läßt. So erzählt Wolf (N. S. Nr. 468), daß an einem Sonntage zu Wettern während des Hochamts drei Männer in der Schenke Karte spielen wollten, wozu ihnen jedoch der vierte Mann fehlte, weshalb sie fürchterlich fluchten. Da erschien ein Fremder und forderte ein Glas Branntwein, und kaum war er eingetreten, als man an ihn, wie die passionirten Spieler, welche, wie das Volk zu sagen pflegt: „wenns fehlt, den vierten Mann hinterm Zaune wegholen", gewöhnlich thun, sofort die Frage richtete: „Wollt Ihr ein Spielchen mitmachen?" — Als aber während des Kartenmischens und des Abwischens der Anschreibetafel die Kreide herabfiel und sich der Eine niederbeugte, so gewahrte dieser, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte, worüber er gewaltig erschrak. — Kuhn (Märkische Sagen) erzählt dagegen fast dasselbe von Neu-Ruppin, nur mit der Veränderung, daß der Dr. Faust dort einen Pferdefuß führte und mit den Bürgern spielte.

Dicht neben dieser „verteufelten" Orgel war noch eine andere, ebenfalls von den Handwerksburschen als Wahrzeichen angesehene Curiosität, der colossale, in Fresco gemalte „große Christoffel", wie er die Christkindslast geduldig durch das Wasser trug, welches Bild aber schon 1720 mit dem Innern der sonst buntgemalten Kirche

---

geblättert war und, wie oft schon vorgekommen, eine solche Form hatte.

überweißt wurde. — Ob die Alles beleckende Volkssage dieses zwar nicht ungewöhnliche Bild ungehudelt gelassen, ist uns unbekannt.

11. Der Hahn am Wendelsteine der Kreuzkirche.

Eine vierte Merkwürdigkeit der Kreuzkirche und zugleich ein stillschweigend vom Volke anerkanntes Wahrzeichen war der in einer runden Füllung bei der Treppe, oder an dem sogenannten „Wendelsteine“, zum Kreuzthurme in Stein ausgehauene „Hahn“. — Daß dieser „Hühnerhahn“ zu der daneben im vorigen Jahrhunderte aufgehangen gewesenen Schützentafel, worauf sich die Bürger, welche sich am Königsschießen betheiligen wollten, zu verzeichnen hatten, oder, wie Einige gewollt, zu der im untern Gange des Thurmes selbst befindlich gewesenen „Presaune“, d. i. dem Gefängnisse für ungehorsame und pflichtvergessene Schulmeister der Diöces eine Beziehung gehabt, ist nicht gut denkbar.

In der Symbolik aller Völker und jedes Religionscultus finden wir den Hahn eine Rolle spielen, und sowie der Hahn auf den Thürmen, als Wind- oder Wetterfahne dienend, seine Bedeutung hat, so ist unbedingt auch sein Bild überall, wo es uns begegnet, kein bedeutungsloses Gebild.

Bekanntlich glaubten bereits die alten Griechen, daß der „erste Hahnschrei“ die nächtlichen Schatten verscheuche, und nach Philostratus verschwand der dem Apollonius von Tyana erschienene Schatten des Achilles, sobald der Hahn krähte. Auch Prudentius singt:

Ferunt, vagantes Daemones.
Laetos tenebris noctium,

Gallo canente exterritos
Sparsim timere et cedere. etc.

Der Hahn als Verkündiger des neuen Tags war bei den Griechen und Römern dem Sonnengotte geheiligt, weshalb ihn nach Plutarch der Apollo auf der Hand trägt, und selbst der, 2. Könige 17, 30, erwähnte syrische Götze Nergal, das Idol der Sonne, hatte einen Hahnskopf, ja, nach dem Talmud war sogar sein Name vom Hahne entlehnt, weil eigentlich sein Bild ein hölzerner Hahn war. Ferner war er dem Mars geweiht, namentlich als Alectryo wegen seiner Kampflust dem Ἀρῆς ἐνυάλιος; daher aber auch sein Bild auf dem Helme der streitlustigen Pallas nach Pausanias. Ingleichen war er dem Hermes heilig, als dem Erwecker aus dem Todesschlafe, sowie dem diesem ähnlichen Aesculap, weshalb die von einer Krankheit Genesenen diesem einen Hahn zu opfern pflegten. Bei römischen Vermählungsfesten bezeichnete der Hahn den Bräutigam und das „Gallina cecinit“ beim Terenz (Phormio, IV, 4, 30) glossirte Donatus durch „Superiorem marito esse uxorem“. — Ja, schon bei den Germanen opferte man wegen Beförderung des Ehesegens einen Hahn, welches Opfer sich im christlichen Mittelalter in Deutschland in den „Geduldshahn“ wandelte, welcher von einem jungen Ehepaare so lange dem Ortspfarrer dargebracht werden mußte, bis der Ehesegen sich gezeigt hatte. Nicht weniger ist die Alectryomanteia der Griechen bekannt, nach der sie Körner auf die Buchstaben des Alphabets streuten, die sie einen Hahn wegfressen ließen, um aus der Reihe der Buchstaben, die der Hahn nach und nach von den Körnern befreite, zu weissagen.

Bekannt ist auch der Hahn Gullikambi (Goldkamm), welcher die zur Ruhe eingegangenen Helden, Einheriar, in Walhalla weckt. Auch die Todten in Helheim werden durch den Hahn, der neben dem Garmr (Höllenhund) nach der Völuspa sitzt, zur Arbeit geweckt und, wenn sie nicht auf den ersten Hahnschrei eilten, konnten sie nicht an ihr Geschäft zurückkehren. So sagt der Hundingstödter Halgi in der Edda, da wo der nächtliche Ritt desselben von Walhalla aus zu seiner jungen Witwe besungen wird, welche am Grabhügel saß und weinte, er sie aber mit Tagesanbruche verlassen mußte:

Auf der Morgenröthe Weg ist es Zeit für mich zu reiten,
Das fliegende Roß zu lassen die bleichen Pfade betreten,
Der Walhalla's Hahn weckt die siegreichen Helden,
Wenn ich die Westküste erreiche an der Himmelsbrücke Ende.

Und in den Volksliedern Meinart's liest man:

„Da krähte das Höllenhuhn.
Die Gräber thaten sich alle zu."

Sowie der Hund, war auch der Hahn bei den Persern das tröstliche Symbol der Auferstehung aus der Todesnacht. — Der Talmud gibt im Berachoth den Nachtgeistern, wie die Griechen und Römer den Harpyien, Hahnfüße, wahrscheinlich, weil der Hahn auch, als ein dämonisches Wesen, dem Verkünder des Tages (Lucifer), dem Samael, geweiht war, dessen Spur man nur in der vor das Bett gestreueten Asche von einer verbrannten schwarzen Katze erkennen könne. Im Gittin erzählt dagegen der Talmud, daß der Liebesteufel Asmodi deswegen des Nachts in Pantoffeln die Weiber des Königs Salomo besucht habe, damit seine Hahnfüße nicht bemerkt werden konnten. — Bemerkenswerth

ist übrigens, daß, statt der frühern Gewohnheit der Israeliten, einen Bock für die Sünden am Versöhnungstage zu opfern, jetzt am Vorabende dieses Tages jeder israelitische Hausvater einen Hahn für seine Familie schlachtet. Auch die Midraschim zu Psalm 50, 11 sprechen von einem Hahne, dessen Füße auf der Erde stehen, der aber mit dem Kopfe in den Himmel reicht, welchen die Ausgewählten des Volks Israel am jüngsten Tage bei dem Gastmahle des Messias mit dem Behemoth und dem Schlangenfische Leviathan verzehren werden.

In der christlichen Heiligenlegende hat den Hahn als Attribut sowol St. Marius, der Einsiedler zu Mauriac in Auvergne, auf dessen Leiche in der Procession ein Hahn flog, der aber sofort Stimme und Flug verlor, als auch St. Veit; warum dieser, werden wir später sehen.

Der Glaube, daß der Hahnschrei die bösen Geister verscheuche, ist auch aus dem Heidenthume mit in das Christenthum übergegangen, daher selbst das Gespenst im „Hamlet" dem Hahnschreie diese Macht zugesteht.

Sowie nun nach der Edda Walhalla's „goldkammiger Hahn" die siegreichen Helden weckte, so ward nach der Avesta (Vendidad, Farg. 13) von den Parsen der Hahn gegen den licht- und lebensfeindlichen Ahriman, den Schöpfer der Nacht und des Winters, angerufen. — Nicht weniger denken sich noch jetzt die Araber am Throne des Allmächtigen einen „großen Hahn von weißer Farbe", der allen Hähnen des Erdballs das Signal zum prophetischen Krähen gibt, und bezeichneten deshalb den Hahnruf als „Stimme Gottes". Nach dem Neuen Testamente setzt Christus dem unbeständigen Petrus (Matthäus, 26, 74; Lucas, 22, 60; Marcus, 14, 68) den

Hahnschrei als Termin der Verleugnung. — Nach diesen vorchristlichen Ansichten ward der Hahn das christliche Sinnbild der Wachsamkeit. Hildebrand nennt (Sacr. publ. veter. eccl.) den Hahn: „Gallus in templis instar habet praeconium ecclesiae" und „lucem gloriae et diem aeternitatis denuntiat", woraus auch der Hahn als „Wetterfahne" auf Kirchthürmen und Häusern der Christen zu erklären sein dürfte. Aber auch als „Wächter gegen den Teufel", der bekanntlich nur bis zum Hahnschreie sein Nachtwerk vollführen kann, ist der Hahn namentlich in der deutschen Sage von Bauten und Verschreibungen (wofür es so manches Wahrzeichen gibt) ein gewaltiger Hort. Selbst der Löwe, unter dessen Gestalt nach 1. Petri, 5, 8, der Teufel brüllend umhergeht, erschrickt vor dem Hahnschrei, was schon Plinius (Hist. natural. 10, 24) behauptet.

Dagegen diente aber auch der schwarze Hahn als Todtenopfer, z. B. zu Lethra opferte man 99 Hähne, und die Zauberin, welche den Dänenkönig Hadding zur Unterwelt führte, opferte nach Saxo einen Hahn.

Ueber das Opfer eines Hahns im Dome St.-Veit zu Prag weiter unten.

Der Hahn als Wahrzeichen der sachsenhäuser Brücke erinnert ferner an eine jener alten Bausagen, nach der der Teufel mit einem Hahne statt mit einer Menschenseele für seine Hülfsleistung beim Brückenbau abgefunden wurde.

Einen völlig schwarzen Hahn forderte nach Müllenhof (Sagen, 203) für sich der Teufel zur Auslieferung vergrabenen Geldes, und sogenannte „verwünschte Schätze" konnten nach Grimm (D. S., 929)

nur „mit zwei schwarzen Hähnen ausgepflügt" werden. — Ferner soll nach Barthold (Gesch. v. Rügen und Pommern, I, 230) der Hahn im bamberger Dome an die Schlauheit des Bischofs Otto bei der Bekehrung der Pommern erinnern, daß er nämlich an die Reliquientumbe des St. Veit das Bild eines Hahns hing, den die Pommern als Attribut des Swanto Wit (woraus nach Einiger Ansicht Sanctus Vitus ward) heilig hielten.

Aus einer ähnlichen Accommodation dürfte der Hahn des gleichfalls in Prag hauptsächlich verehrten Swanto Wit, als dieser Sonnengott der Slaven gestürzt und an der Stelle dessen Tempels ein christlicher Dom, welcher ebenfalls der Accommodation wegen dem Sanctus Vitus, St. Veit, geweiht ward, erbaut wurde, nicht nur als Attribut auf diesen Heiligen übergegangen, ja, sogar auch der noch im vorigen Jahrhunderte gewöhnliche Gebrauch, am St.-Veitstage gleichsam einen Hahn zum Opfer darzubringen, zu erklären sein.

Eine ebenfalls symbolische Bedeutung hat der Gebrauch im Thale bei Quedlinburg, wo man alljährlich am Johannistage, um Menschenopfer im Wasser zu vermeiden, einen schwarzen Hahn in die Bode warf.

Da wir nun die fast überall im Alterthume wie im Mittelalter verbreitet gewesene hohe Bedeutung des Hahns und die gewaltige Geltung seines „Rufs" sahen, so werden wir auch dem Hahne in der Thurmhalle der Kreuzkirche keine müßige Stelle anmuthen wollen, und wir finden gewissermaßen schon darin eine Andeutung, wenn wir an die Figuren des „Teufels und seiner Großmutter" im Klosterhabite denken, welche auf den südöstlichen und südwestlichen Ecken des südlichen Seitenthurms

standen, auf die wir später zurückkommen werden. Könnte nämlich der Hahn nicht als Wächter gegen diese diabolischen Gestalten auf der Höhe an der Treppe aufgestellt worden sein? — Uebrigens könnte der Hahn auch hier an eine uns verloren gegangene Bausage, wie der „Wolf am Dome zu Aachen“ u. s. w., erinnern. Wer uns mehren Aufschluß geben oder eines Bessern belehren kann, unterlasse nicht, es zu thun.

12. Der Oelberg und die Oelgötzen an der Kreuzkirche.

Endlich wurde noch der außerhalb der Kirche, zwischen der großen Halle und dem Thurme, in einem steinernen, mit Kupfer gedeckten, 4 Ellen langen und 2½ Ellen tiefen Anbaue aufgestellte, sogenannte „Oelberg“, oder die lebensgroßen Figuren Christi und der drei schlafenden Jünger bei der Oelkelter (Gethsemane) als geheiligtes Wahrzeichen vom Volke verehrt. Dieser im 15. Jahrhunderte in Stein ausgeführte Oelberg wurde, sowie alle dergleichen Schaustellungen an Kirchen, vor der Reformation, wo sie besonders am grünen Donnerstage prächtig beleuchtet waren, ebenso als die Krippenausstellungen am Christabende, vom Volke fleißig und andächtig besucht. Nach der Reformation aber, wo man alle Bildwerke ohne Ausnahme, die aus der vorreformatorischen Zeit (oder wie der sächsische Bauer zu sagen pflegte, „aus dem katholischen Heidenthume“) herstammten, „Götzen“ sowie die Aufbewahrungsorte der bei Seite gesetzten Heiligenbilder „Götzenkammern“ nannte, wurden sie höchstens noch von Handwerksburschen besichtigt, und das Volk nannte die Figuren derselben wahrhaft verächtlich „Oelgötzen“, woher auch das Sprichwort entstanden: „Wie

ein Delgötze da sitzen oder liegen", oder „sich als Delgötze angaffen lassen". — Der dresdener Delberg, dessen Figuren auch nach der Reformation noch lange von der Behörde in Farbe blendend weiß erhalten wurden, machte bei Mondschein hinter seiner eisernen Gitterver- machung einen wirklich geisterhaften Eindruck, und der Abergläubige vermied es daher, in der Nacht dicht an ihm vorüber zu gehen. — Er ward 1578, 1653 und 1730 sogar völlig restaurirt, blieb auch 1760 verschont; doch ward er beim Neubau der Kirche beseitigt.

13. Der Mönchstein auf dem Frauenkirchhofe und die damit theilweise verbundene Sage vom „Dresdener Mönche".

Spuk ist Lug,
Spuk ist Trug. —
Entweder es liebet sich,
Oder es diebet sich.
Altes Sprichwort.

Johann Georg Michaelis (in den Inscriptiones et Epitaphia in und außer der Frauenkirche 2c., 1714, 4., am Ende der Vorrede) sagt: „Denn also weiß man viel zu reden von einem Mönchsteine, darauf ein alter Klerikus in Lebensgröße mit der Jahrzahl 1388 ausgehauen ge- wesen und gelegen gegen die Rammische Gasse zu, mit welchem aber die Leute viel Aberglauben getrieben haben, bis er Alters wegen vertreten worden."

Ob nun dieser Mönchstein, der allerdings, wie aus Michaelis klar hervorzugehen scheint, den Aberglauben des Volks sehr belebt haben mag, und sogar Jahrhunderte als Wahrzeichen angesehen ward, mit der alten Sage vom „Dresdener Mönche" im Zusammenhange gestanden, läßt sich nicht gut ermitteln. Dieser Mönch sollte nämlich so-

wol an der Nähe der Ostraallee hinter dem Prinzlich-Maximilianischen Palaisgarten (am kleinen Ostragehege) beim sogenannten Vogelheerde, als auch auf dem Johan-



Der Mönchstein auf dem Frauenkirchhofe.

niskirchhofe, wohin die Leichenüberreste des Frauenkirchhofs 1715 übersiedelt wurden, auf dem Walle neben dem so-

genannten „Mönchsbrunnen“ beim Wilsdruffer Thore nächst dem Zwinger, sowie endlich auch hinter und im Schlosse u. s. w. mit dem „abgehauenen Kopfe unterm linken Arme und einer Laterne in der Rechten“ umherspuken, und von ihm wußte sogar das Volk und die Schildwachen manches Spukhafte noch vor 60 Jahren zu erzählen. Es ist übrigens zu verwundern, daß aus keinem der Chronisten Dresdens so eigentlich zu ersehen ist, was es sowol mit dem Mönchssteine und dem darauf haftenden Aberglauben, als auch überhaupt mit der Sage vom dresdener Mönche für eine Bewandtniß gehabt haben mag.

Ueberdies hatte auch Altendresden (jetzt Neustadt) eine solche mönchische Spukgestalt, welche am sogenannten Klosterhofe mit einer Weinkanne im linken Arme und einem Bunde Schlüssel in der Rechten zuweilen sich sehen gelassen haben soll.

Ueber die Sage vom „Dresdener Mönche“ hat zwar bereits M. Hilscher ein Schriftchen edirt, das er (nicht Hasche, wie Winter sagt) mit dem Endurtheile schließt: „Der dreßdnische Mönch ist bei den Furchtsamen ein Gespenst, bei den Einfältigen eine geglaubte Sache, bei den Verständigen eine Fabel, und bei Denen, welche den Leuten gern was neues zu schwatzen pflegen — eine Vexirerei.“ Aber leider erfahren wir aus dieser scheinbaren Monographie über vieles Andere weit mehr als über den dresdener Mönch selbst.

Es ist nun allerdings zu beklagen, daß es durchaus nicht zu ermitteln ist, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit diesem doch offenbar „enthaupteten Mönche“ habe. — Die „grauen Brüder“ oder Franziskaner,

welche hinter dem Schlosse in Dresden ihr Kloster hatten (wovon auch die beiden Brüdergassen den Namen haben), standen in frühester Zeit (im 13. und 14. Jahrhunderte) zu dem Fürstenhause in inniger Beziehung. Heinrich der Erlauchte und seine nächsten Nachfolger haben sich besonders gnädig gegen ihr Kloster und ihre Kirche, die jetzige Sophienkirche, bewiesen; doch die Franziskaner waren schon zu Ende des 15. Jahrhunderts in großem Verrufe. Noch mehr war dies im Anfange des 16. Jahrhunderts der Fall, so daß im Jahre 1523 ein gewisser Jobst Weisbrodt ein Pasquill auf die Pfaffen und namentlich auf diese Mönche zu machen sich veranlaßt fühlte, was ihm aber nicht so hinging: denn er ward dafür an den Pranger gestellt, wo er zum Ueberflusse noch seine geschriebenen Pasquille öffentlich verzehren mußte. — Dennoch haben die Chronisten keinen Fall aufbewahrt, daß ein dresdener grauer Bruder irgend einer Unthat überwiesen und deshalb hingerichtet worden sei. — Es ging nun zwar die Sage, daß ein Solcher, von der kaiserlichen Partei gedungener Mönch dem Kurfürsten Moritz nach dem Leben getrachtet *), oder daß ein

*) Moritzens Tod bei Sievershausen ist, einer schriftlichen Aeußerung des Bruders August selbst zufolge (vergl. Schäfer, Sachsenchronik, I, S. 172), vielmehr von einem Meuterer aus der zersprengten Kolonne der schon längst mit dem Kurfürsten unzufriedenen und bereits vor der Schlacht widerspenstigen Lehensreiter, die der Kurfürst erst durch sein Ansehen wieder in den Kampf führte, meuchlings durch einen Pistolenschuß rückwärts in die Hüfte herbeigeführt worden, und die längst bekannte Sage vom Karras auf Coswig (v. Langenn, Moritz, im Anhange), der sich noch auf dem Todtenbette

Anderer, der nur die Vermummung eines solchen Mönchs angelegt haben soll, ein Attentat gegen diesen Fürsten unternommen habe, die aber völlig grundlos zu sein scheint, da doch schon 1539 das Franziskanerkloster in Dresden säcularisirt ward und ein Mönch nach dieser Zeit als etwas Verdächtiges gar nicht zum Thore hereingelassen worden wäre.

Ebenso lächerlich ist die Sage, daß dieser Mönch einst die beiden Brüder, Moritz und August, auf dem Hasenberge, wo sich seit 1553 das Moritzmonument als Schlußstein der von Moritz neu angelegten Festungswerke befindet, „behorcht" habe, und deshalb von der sogenannten Jungfer in der Bastei an der Elbe, wo jetzt das Belvedere steht, hingerichtet worden sei, weshalb auch das Moritzmonument die „Horche" genannt worden sein soll, welche Namensentstehung wir unter „Moritzmonument" jedoch nach dem Volksmunde getreu erläutert haben. *)

Noch lächerlicher aber war, daß die Phantasie des Volks sowol in der trauernden Kurfürstin Agnes, als auch in dem über dem Kurfürsten Moritz schwebenden „Gott Vater" den „Dresdener Mönch" hat erkennen wollen. Am Allerlächerlichsten endlich dürfte wol sein, den „Teufel" (wovon später noch ein Mehres) am Kreuzthurme für den „Dresdener Mönch" auszugeben, nur weil es dem Künstler in seiner satyrischen Laune gefallen hatte, den Herrn Urian und seine angebliche „Großmutter" in Mönchskutten zu stecken.

---

zu diesem Morde bekannt haben soll, hat unbedingt weit mehr Wahrscheinlichkeit.

*) Die Festungswerke sind erst von 1547 bis 1553 erbaut, wo schon längst kein Mönch mehr in Dresden hausen durfte.

Der Hauptverkehr des spukenden „Dresdener Mönchs“ soll übrigens, wie schon bemerkt, rechts vom wilsdruffer Thorwalle gewesen sein, wo er nach der Volkssage aus dem sogenannten „Mönchsbrunnen“ hervorzukommen pflegte, weshalb auch dieser Brunnen gewissermaßen zu den Wahrzeichen Dresdens gerechnet ward. Ingleichen soll er sich vorzugsweise hinter dem ehemaligen Zwingergarten, gegen den Feuerwerksplatz zu, und an der kleinen Bastion beim jetzigen Zwinger, welche sonst die „Bastei hinter dem heimlichen Gemache der Mönche“ hieß, zu Zeiten haben sehen lassen. Auch wird berichtet, daß er am 22. April 1644 durch sein Erscheinen im Schlosse selbst den Tod des Kurfürsten Johann Georg's IV. angezeigt habe und endlich, daß er sogar am 3. Oktober 1698 die Wachen an den Thoren zu Altdresden furchtbar beunruhigt und erschreckt habe. — Ja, man erfuhr sogar aus den damals im Regimentshause vorgenommenen Verhören der wahrscheinlich nur vom Branntweine geneckten Wachen auf den neudresdener Wällen, daß sie einander hätten anrufen und um Hülfe rufen müssen, damit sie nicht von dem Gespenste in den Graben geworfen worden wären, während Andere wieder aussagten, daß sie nur dadurch, daß sie am Schilderhause sich festhielten, von der Gefahr, hinabgestürzt zu werden, sich hätten retten können.

Was hinter diesem Spuke eigentlich gesteckt, geht aber namentlich daraus hervor, daß das Gespenst sofort unsichtbar geworden ist, als der ebenfalls behelligte wachthabende Lieutenant, welcher die Runde gemacht, gegen den vermeintlichen „Dresdener Mönch“ den gewöhnlich mit sich führenden Sponton zum Angriffe gefällt hatte, wäh-

rend die in den Wachtstuben vom Branntweine schon aufgeregten und von daselbst gehörten Gespenstergeschichten in ihrer Phantasie bereits bestärkten, noch dazu ungebildeten und schon mit der Muttermilch durch Aberglauben verwahrlosten Soldaten von Angst gelähmt sich ihrer Waffe gegen den Spukgeist nicht bedient haben mochten.

Die Sage, daß der Mönch einst einem Kurfürsten im Moritzschlosse, das erst 1553 vollendet ward, selbst erschienen sei, hat gleichfalls viel Verdächtiges. Einige behaupten geradezu, daß es dem vom Aberglauben leider auch nicht völlig freien Kurfürsten August widerfahren sei, der bekanntlich Horoskopstellerei, Chiromantie, Alchemie u. s. w. eifrigst trieb, an Weissagungen mit ganzer Seele hing, von dem auch sogar bekannt ist, daß er eine Erscheinung im Schlosse Augustusburg gehabt habe (Ziehnert, Sächsische Volkssagen, III, 188, nach Hasche u. s. w.), und der endlich an Hexerei und Zaubermittel noch glaubte und selbst Hexen *) verbrennen ließ. Es wird nämlich, wenn wir nicht irren, von Lothar (Volkssage) erzählt, der Kurfürst habe einen Diener oder Pagen in ein Zimmer oder in die Liberei (Bibliothek) geschickt, um Etwas zu holen; dieser sei mit der Nachricht zurückgekehrt, daß er den grauen Mönch am Tische habe schreibend sitzen gesehen, weshalb er vor Schreck sofort das Zimmer verlassen; darauf sei der Kurfürst selbst nach dem Zimmer geeilt und habe Alles so gefunden, wie man ihm berichtet, auch habe er den schreibenden Mönch gefragt, was er denn eigentlich schreibe, und es sei ihm darauf von diesem die

*) So z. B. am 20. August 1585 in Dresden vor dem Wilsdruffer Thore die Helene Wiedemann.

Antwort geworden: „Ich schreibe Deine Sünden auf", worauf der Kurfürst erwidert hätte: „Hat Dir Gott die Macht dazu gegeben, so thue es!" — und sei ohne Weiteres aus dem Zimmer gegangen. *)

Wenn man nun behauptete, daß der Dresdener Mönch, der übrigens sonst ganz gutartiger Natur gewesen sein soll, aber keine Neckerei vertragen habe, eigentlich nur „als Vorbote von dem baldigen Tode eines Mitglieds der kurfürstlichen Familie erschienen" sei, so wäre er, genau genommen, wol nur als eine Ortsvariante von der weitverbreiteten brandenburger und baireuther „Weißen Frau" (der französischen la Dame blanche, der aufgewärmten klassischen Hekate oder der nordischen Todtenfrau auf dem Folkwanger), von welcher übrigens das dresdener Schloß **) gleichfalls eine Verwandte gehabt, die sogar nach Maurer (Amph. Mag. Univ.) auch den Tod der Kurfürstin Magdalena Sibylla 1687 angezeigt haben soll, sowie namentlich als ein Pendant zum bamberger „Perlefax", zur parmaer „Bettela", zum winzenburger „Heydecken", zum weimarschen „Lichte" u. s. w. anzusehen.

Ueber die Zeit der Entstehung der Sage ist man eben so ungewiß, als über ihre eigentliche erste Veranlassung; nur M. Hilscher allein glaubte behaupten zu können, daß

---

*) Friedrich August (der „Starke" genannt) würde dabei nicht so gleichgültig geblieben sein. Auch er hat, wie in späterer Zeit eine Schloßschildwache, einen Spukgeist zum Fenster hinausgestürzt, welche Geister jedoch dabei ein ganz fleischliches Ende genommen haben sollen.

**) Auch soll es auf dem ehemaligen Verbindungsgange bei der Hofapotheke gespukt haben, und man erzählte sich, daß man einen weißen Ballen hinter sich her rollen gesehen hätte.

man „lange Zeit nach der Reformation nicht das Geringste von diesem Mönche gewußt habe"; doch scheint es fast, als ob der „Mönchstein" dem Volke dazu die erste Veranlassung gegeben habe.

Eine andere kopflose Spukgestalt des an Geistergeschichten wahrhaft reichen Dresdens soll, der Sage nach, noch in ganz neuester Zeit im sogenannten „Antonsgarten" auf der Langegasse (jetzt dem Prinzen Georg gehörig) sich sehen gelassen haben. Man gibt als Stelle des Spuks die längs der nach der Dohna'schen Straße zu gelegenen Mauer an, und die Spukerscheinung selbst soll ein Jäger sein, der den Kopf unter dem Arme trägt. Eine andere Spukgeschichte dieses Gartens erzählt uns ebenfalls Gräße (Sagenschatz, S. 99): Ein geharnischter Ritter mit einer schwarz gekleideten Dame tritt in gewissen Nächten um die zwölfte Stunde nebst einem Priester im Meßgewande und das Missale tragend aus der auf der rechten Seite des Gartens befindlichen Einsiedelei. Alle drei begeben sich sodann nach einem seitwärts vom Palais im Garten stehenden, runden steinernen Tische, wo der Ritter seine Rüstung ablegt, worauf sie eine Runde um das Schloß machen, hierauf wieder zum Tische, wo der Ritter seine Rüstung wieder anlegt, zurückkehren und sich endlich sofort zur Einsiedelei zurückbegeben sollen. Der gedachte Tisch soll übrigens nicht von seinem Platze gebracht werden dürfen, weil man sonst alle Nächte ein wüstes Geschrei und Gepolter an diesem Platze hören würde. — Außerdem trägt sich das Volk noch mit der Sage, daß die sogenannte „Alputze" oder der Geist der Alpuzzi, einer gewesenen Maitresse des Grafen Heinrich von Brühl, welche sich von dem Bastionsvorsprunge zwischen dem Café royal und

dem Belvedere der Brühl'schen Terrasse herab in die Elbe gestürzt haben soll, dort heutigen Tags noch, vom Hintergebäude des Brühl'schen Palais aus längs der Gallerie gehend, ihren Sturz an dem bezeichneten Orte zuweilen in der Mitternachtsstunde wiederholt. — Aehnlich ist diese Sage der leipziger von der „Federfuse“.

14. Der Queckbrunnen und dessen ehemalige Marienkapelle in der wilsdruffer Vorstadt.

Dieser Brunnen gehört nach der Volksansicht ebenfalls zu Dresdens Wahrzeichen. Nach einem noch jetzt an seiner südöstlichen Seite eingemauerten Steine ist er 1514 erbaut, 1745 renovirt und 1783 erweitert worden. Das Hauptsächlichste aber dabei ist, daß dieser Brunnen seine ursprüngliche Berühmtheit der geistlichen Klugheit verdankt. Er ist daher mit nichten der kleinste unter Sachsens Brunnen, so bescheiden auch sein äußeres Ansehen ist: denn er ist gewaltig gewesen zu seiner Zeit, und sein Ruf ist bis zum Papste gelangt, der selbst erst über das fernere Bestehen oder vielmehr Vergehen seines irdischen Ansehens zu entscheiden hatte, als dessen neidischer Nachbar, „der schwarze Herrgott zu Dresden“, wegen der Revenüen ihn um seinen Ruf beneidete. — Wie alt die Idee, auf das übrigens viereckige, schmucklose, aber massiv erbaute und mit einem spitzen Ziegeldache versehene Brunnenhäuschen, welches südöstlich den Ausguß mit darüber befindlichem Inschriftsteine, südwestlich den Schwengel und nordöstlich eine Thüre hat, als Wetterfahne einen fliegenden Storch zu setzen, der im Schnabel sowol als in den Fängen ein Wickelkind trägt und auch noch, seltsam genug, auf jedem Flügel ein solches führt, ist unbe-

kannt. Der jetzige Storch ist 1734 am 24. März auf denselben gesetzt worden, nachdem der frühere im nordi-



Der Queckbrunnen und dessen ehemalige Marienkapelle.

schen Kriege abhanden gekommen war. Aelter als das jetzige Brunnenhäuschen mag jedoch das Sprichwort der

Dresdener sein: „der Klapperstorch holt die Kinder aus dem Queckbrunnen". Der Brunnen befindet sich vor dem jetzigen katholischen Waisenhause *), welcher Stadttheil bis zum Eingange zur „grünen Gasse" seit Jahrhunderten schon „am Queckbrunnen" heißt; ist übrigens auch noch in gutem Stande.

Der Brunnen selbst mag schon zu Anfange des 16. Jahrhunderts, so zu sagen, weit und breit im Lande ausgeschrien gewesen sein. Ja, er erhielt sogar von kirchlicher Seite das Zeugniß, daß der Genuß seines Wassers „unfruchtbare Frauen zu gesegneten Kindermüttern" stärke, was durch die auch in dieser Beziehung in Anspruch genommene Gnade der Jungfrau Maria bewirkt worden sein sollte.

Es muß überdies auch bereits vor dem Jahre 1312 hier eine Art von Kapelle gewesen sein, oder doch wenigstens eine Halle mit einem Gnadenbilde, über dem Mundloche der ausströmenden Quelle gestanden haben, wie man noch jetzt im Süden so oft an Brunnen mit Bäumen vorfindet, die im Ruf der Heilkraft stehen. Auch mag sich dieses Kapellchen der „Mutter Gottes am Queckbrunnen", so winzig es auch war, schon früh eines großen Zulaufs erfreut und vielleicht in demselben Rufe gestanden haben, wie einst die bekannte Kapelle zwischen Mons und Brüssel, wohin ebenfalls die Frauen wallfahreten, um der Fruchtbarkeit theilhaftig zu werden **).

---

*) Aber nicht, wie Dr. Gräße will, „auf der Gerbergasse".

**) Hier ward nach Schayes, Essai histor. sur les pratiques relig. des Belges etc. (Louvain, 1834, S. 237) das Christkind in Gestalt eines Phallus erectus (sous la forme

Denn nach einer bei Weck und Hasche abgedruckten Urkunde des Bischofs Johannes von Saalhausen zu Meißen gab dieser, auf unterthänigstes Ersuchen des Dresdener Plebans Dr. Eisenberg und des Stadtraths, von Stolpen aus (ohne Datum) im Jahre 1512 die oberhirtliche Gestattung, daß wegen des ungemeinen Zulaufes zu dem Gnadenbilde (ad imaginem ipsius castissime virginis Marie circa fontem Queckborn extra oppidum Dresden) eine neue Kapelle (nova capella) erbaut werden könne, deren Baumeister nach Hasche entweder Trost oder Reinhardt hieß. — Hasche bemerkt außerdem zu diesem Etablissement: „Weiber und Priester freuten sich darüber und mancher Erbe kam dadurch an das Tageslicht, der sonst vielleicht im ewigen Schooße der Nacht als Monade geschlummert hätte.“

Der dabei höchst wahrscheinlich getriebene Unfug der Wallfahrer vielleicht weniger, als vielmehr die merkliche Schmälerung der dem „Schwarzen Herrgotte“ in der Kreuzkirche früher zugeflossenen Einkünfte, welche in das Brückenbauärar flossen, mochten jedoch nicht sowol den Pleban Dr. Eisenberg, denn dieser hatte von den Einkünften keinen Genuß, als bei Weitem mehr den Brückenmeister Hans von Kartagk damit unzufrieden gestimmt haben, weil Letzterer sich namentlich unter Hinweisung auf das Deficit in der Brückenkasse mit den Worten: „Die Almus würden den mehrenteyl entzogen vnd allso zu besorgen, dasz man die Brugke, nach-

d'un priape) verehrt, und die unfruchtbaren Frauen erhielten etwas Geschabtes von dem Bilde in einem Glas Wasser als Arcanum zu trinken, und gaben dafür ein Opfergeld.

deme eyn groß Darlevenn drauff gehet, nit wirdet erhalten konnen", um Abstellung der Queckbrunnenwallfahrten an den Herzog Georg wendete. Der Herzog, die Verlegenheit des Brückenmeisters natürlich gleich einsehend, wendete sich auch sofort an den Papst mit dem angelegentlichen Gesuche, die Queckbornkapelle entweder zu kassiren oder doch wenigstens ganz der Kreuzkirche zu inkorporiren und deren Einkünfte ohne Abzug für den Bischof und Pfarrer dem Brückenvermögen zufließen zu lassen.

Nach vielen Bitten des mit Unrecht als so bigott ausgeschrienen Herzogs und namentlich durch die Bemühungen des herzoglichen Gesandten, Dr. Nikolaus Kieseling, am römischen Hofe ward zuerst vom Papste die Gestattung erlangt, die Einkünfte der Queckbornkapelle zum geistlichen Brückenamte schlagen zu dürfen. Doch da der Unfug wahrscheinlich auch zu sehr bei den unablässigen Wallfahrten überhand genommen haben mochte, sendete Herzog Georg einen zweiten Botschafter in der Person des Dr. Hermannsdorf nach Rom, welcher von Leo X. endlich die Kassationsbulle der erst 1514 vollendeten Kapelle „zu Unsrer Lieben Frauen am Queegeborn" erlangte, worauf sie auch baldigst verwaiste, und das schmackhafte Wasser der Quelle hat seitdem nur noch die Nachbarschaft ohne weitern wunderthätigen Einfluß erquickt.

Der Queckbrunnen liefert uns übrigens davon ein Beispiel der eigenthümlichsten Art, in welchem hohen Ansehen die Mutter Maria, als Helferin, beim Volke stand. Um dieses Beispiel aber recht eigentlich historisch

zu würdigen, ist es nothwendig, etwas auf das Wesen des Marienkultus selbst einzugehen.

Wie Alles in der Welt dem steten Wechsel unterworfen ist, so war es auch mit dem Cultus der Völker. Das ursprünglich ohne alle Beimischung irdischer Anschauung auf das höchste Sittengesetz basirte Christenthum mußte es sich gefallen lassen, daß seine Verbreiter unter allen Klimaten vorchristlichen Ideen und Gewohnheiten sich accommodirten und daß man Attribute und Geschäfte vorchristlicher Gottheiten und göttlich verehrter Wesen der Vorzeit sogar auf die harmlose Maria, die Mutter Jesu, übertrug, damit nur die Bekehrten sich im Christenthume heimischer fühlten und eine Reminiscenz ihres verlassenen Cultus beibehalten konnten. — So mußte an die Stelle der klassischen Aphrodite Pontia oder Venus Marina, als eine Schutzherrin der Seeleute, die Santa Maria della Navicula treten, ebenso an die Stelle der Venus Genetrix, und der Isis, der Mutter des Horus, die Madonna mit dem Christkinde, an die Stelle der Demeter, ja, sogar der Baaltis oder Melecheth der Syrer, der man nach Jeremias 44, 19 als Himmelskönigin Kuchen zum Opfer darbrachte, die christliche Himmelskönigin, indem nach des Epiphanius Zeugnisse auch die christlichen Weiber der Maria an gewissen Tagen Kuchen opferten. Die hochverehrte Isis salutaris und Juno salutifera ward durch die Santa Maria della salute ersetzt, zumal viele Tempel heidnischer Göttinnen, z. B. die Kirche Notre Dame *) zu Paris u. s. w., in

*) Interessant ist in dieser Beziehung ein an einem Seitenportale derselben angebrachtes Bildwerk.

Marienkirchen umgestaltet wurden. Ja, selbst aus der Aphrodite und Demeter melanis ward eine „schwarze Maria“ geschaffen, auf deren Dienst wir später zurückkommen werden.

Der Cultus der „Mutter Maria“, Unserer lieben Frauen*), der «Notre Dame», und «Madonna» war theilweise in Italien und Frankreich, besonders aber seit der zweiten Hälfte des Mittelalters in Deutschland ein vorzüglicher. Das Bild des durch Wunden und Blut entstellten gekreuzigten Gottmenschen sah man weniger gern, da es eine Erniedrigung des Göttlichen darstellte, als das irdisch schöne, von Gott begnadete Frauenbild, in ihrer Erhebung als „Gottgebärerin“ (Deipara) und als Himmelskönigin, und man hoffte übrigens auch weit mehr durch die liebreiche Mutter bei dem stets zu ernst in den Bildwerken dargestellten Sohne und bei dem noch ernster gehaltenen Vater ausrichten zu können.

Sowie man ferner in der vorchristlichen Zeit gewöhnt war, in Folge pantheistischer Ideen jedem Baume, jedem Berge und jeder Quelle ein schützendes höheres Wesen innewohnend sich zu denken, so beeiferte man sich gleichsam auch im Christenthume, überall die Allhelferin Maria zu finden, und glaubte ihre Hülfe in allerlei irdischem Interesse in Anspruch nehmen zu müssen. — Man fing am Sternenhimmel damit an, nach Offenbarung 12, 1 das Sonnenweib, welches den Mond unter ihren Füßen, 12 Sterne über ihrem Haupte trug und von einem Drachen am Gebären gehindert ward, auf die

*) War ursprünglich die Volksbenennung der Freia.

Maria zu beziehen, und sie sogar in der persischen Sphäre als die «Virgo pulcra, educans puerum, lactans et cibans eum» zu erkennen. — Man machte am Firmamente aus Orion's Gestirne und Frigga's Rocken der Maria Spindel.*) Man nannte Gewächse**) nach ihrem Namen, als: Marienbaum (Arbor Mariae), Marienblümlein (Bellis), Mariendistel (Carduus Mariae), Marienglöcklein (Campanula urticae folio), Mariengras (Gramen M. oder Spurry), Marienmünze (Mentha saracenica), Marienrose (Paeonia), Marienröslein (Papaver spinosum), Marienschuh (Calceolus M.), Marienträher (Cynosorgis); ferner die allbekannte Marienthräne (Orchis mascula), Marienschlüsselbund, Marienbettstroh, Marienflachs (Linaria), Marienhand, Mariennadelkissen oder Liebfrauenmantel (Alchimilla) u. s. w. Man fand sogar Marienkäfer (Cocinella septem punctata). — Maria ward Spinnerin, weil Spinnen eine geheiligte Beschäftigung früherer, göttlich verehrter Wesen war und es zugleich eine mehrfache symbolische Bedeutung hatte. Sie ward aber auch die „Hilfreiche Jungfrau", die Vierge secourable, besonders der Kreisenden, nach dem Vorbilde der Artemis Eileithyia, Juno Lucina oder Hera Phosphoros.

Maria ward aber namentlich auch als Vorsteherin

*) Der gemeine Mann auf Seeland benennt dieses Sternbild auch „Mariä Rocken".

**) Namentlich gehört auch hierher eine Pflanze, aus welcher früher Liebestränke gekocht wurden, die Orchis odoratissima oder Satyrium albidum. Das Mariengras nennt man noch jetzt in Norwegen, Island und Dänemark „Freia's Haar" (capillus Veneris).

der Berge, Quellen und Brunnen *), der hochstämmigsten Bäume und der geruchreichsten Blumen betrachtet, und man verehrte sie anstatt der durch das Christenthum verschwundenen Najaden, Oreaden und Dryaden im Süden Europa's und der verscheuchten Feen **) und Elfen des Nordens; Maria mußte so gleichsam als ein Ersatz einstehen.

So erschien Maria seit dem hohen Mittelalter vor Allem als christliche „Dryade", indem man sie zur Schutzherrin der Fichte ***), Linde †), Eiche, des Ahorns, der Haselstaude u. s. w. erkor, und zu Ronse (Renair in Flandern) hat man noch eine Quelle „Unserer lieben Frauen vom weißen Zweige" ††), wo noch jetzt Kranke stets Heilung finden sollen. Ferner liefert uns Bechstein aus dem Kirchenbuche zu Ahorn, bei Koburg, eine sonderbare Mähr in dieser Hinsicht in seinen „Sagen des Grabfeldes" (72). Ueberhaupt war Mitteldeutschland reich an Marien-Dryaden: denn die Ortsnamen Eiche, Birken, Birnbaum, Linden, Buch, Erl, Eschen,

---

*) Daher auch die Ortsbenennungen Mariabronn bei Salzstetten und Tettnang, Mariaborn bei Mainz, Siegen und Magdeburg u. s. w. Ueberhaupt ist die Geographie reich an Namen auf Marienberg, -burg, -thal, -au, -helm, -saal, -fels, -hof u. s. w.

**) Der treffendste Beleg dafür ist die Sage von der Jeanne d'Arc, welche bei ihrem Geburtsorte Dom-Remi (la Pucelle) unter dem alten Baume (arbre de Fées), unter dem die Quelle, „Therme", hervorquillt, mit der in den Zweigen thronenden Maria in ihrer Vision sich unterhielt.

***) Kaltenbäck, Mariensagen Nr. 29.

†) Schnezler, Baden. Sagen, 2. Bd., S. 239.

††) Wolf, Deutsche Sagen, Nr. 261.

Tann, Weiden, sowie die Orte Kirchahorn, Kirchaich, Kirchborche, Kirchborgun, Kirchbracht, Kirchbuch (selbst Kirchdaun), Kirchenbirkig, Kirchlinde, Kirchweidach u. s. w. in Baiern, Franken u. s. w. lassen auf ursprünglichen Mariendienst schließen, oder sie haben großentheils sogar noch Marienkapellen.

Tettau und Temme (Ostpreuß. Volkssagen, 114) erzählen uns namentlich eine sehr interessante Sage von der Linde bei Rastenburg, dessen Name schon die Ortsentstehung andeutet, wenn wir nur an die „Waldrast" auf dem Serlesberge, südöstlich von Minders in Tyrol und die mit 1392 und 1407 datirte Sage vom Holzhauer Lusch aus Matrey denken, welche der Jesuit Balde in einer Ode im 17. Jahrhunderte besang.

Eine Legende von der „Maria in der Eiche" theilt uns ferner Kaltenbäck („Mariensagen" Nr. 29) rücksichtlich der Entstehung des Klosters Michelstätten in Krain mit, der auch (Nr. 36) die Legende von der „Maria im Haselstrauch", oder „Maria Kulm" (d. i. in culmine montis capella) ausführlichst bringt. Ebenso gehört hierher die von Grimm (Mythol., CLII.) erwähnte Entstehung der Kirche Santa Maria del Popolo zu Rom, an welcher Stelle ursprünglich ein Nußbaum stand. — Ferner gehörten vor allen Blumen die Rosen*) und Lilien**) zu den Weihblumen der Madonna.

---

*) Wolf, a. a. O. Nr. 59. Sage aus dem Kloster Doel.

**) Bemerkenswerth ist die spanische Sage von den Thälern des Eichwaldberges bei Alcoya im Königreiche Valencia, wo das Bild der unbefleckten Empfängniß der Maria in einer Lilienzwiebel aufgefunden worden sein soll. Endlich theilt uns Pfeiffer in den „Marienlegenden" (Nr. 15) eine Sage

Die Abwechslung im Mariendienste war schon seit der zweiten Hälfte des Mittelalters zu großer Ausbildung gelangt, und je näher man den Zeiten der Reformation kam, je mehr beeiferte man sich, überall (was dieselbe zum Theil auch mit förderte), wo sich nur irgend die Gelegenheit dazu darbot, Gnadenbilder aufzustellen und die dem Volksglauben am Besten zusagende Mariensage allseitigst zu vermehren.

Die von den Künstlern (für welche die Marienlegende den herrlichsten Stoff bot) seit dem 14. Jahrhunderte geschaffene Unzahl von zum Theil vortrefflichen Marienbildern, in deren Erlangung sich die Kirchen, Klöster und Stifter wahrhaft überboten, beweist nur, nächst dem, daß die Maria auch die meisten Feste *) im Kirchenjahre hatte, am Besten, wie das Christenthum fast mehr ein „Marienthum" deshalb geworden war, weil es mit mehr

---

von einem Ritter mit, dem aus dem Munde zum Grabe heraus eine Lilie gewachsen sein soll, weil er das Ave Maria fortwährend gebetet hatte.

*) Mariä-Reinigung, 2. Febr. M.-Vermählung, 23. Jan. M.-Empfängniß, 8. Dec. M.-Geburt, 8. Sept. M.-Heimsuchung, 2. Juli. M.-Himmelfahrt, 15. Aug. M.-Opfer, 21. Nov. M.-Schnee, 5. Aug., und die beweglichen Marienfeste: Marie sieben Schmerzen, M.-Namensfest und M.-Verkündigung, das aber gewöhnlich auf den 25. März fällt. Die Kirche hatte daher auch für den Dienst der Maria eine besondere Meßordnung, das Officium Marianum. Ja, sogar mehre geistliche Orden hatten sich ganz dem Dienste der Maria geweiht, besonders die Serviten, Annunciaten, Salesianerinnen u. s. w. Ebenso ist die thrazische und scytische Weibersecte, der schon oben erwähnten Kollyridianerinnen, weil sie der Maria geweihte Kuchen (κολλυριδία) darbrachten, hier zu erwähnen.

Erhebung zum Herzen des Volks trat, als die blutige Leidensgeschichte des aus Gott geborenen Weltenheilands. Hatte doch allein unser vorzüglichster Maler Rafael Sanzio von Urbino vom Jahre 1508 bis 1520 14 Madonnen mit Heiligen, 37 einfache Madonnen, 14 Darstellungen aus dem Leben der Maria, namentlich aber auch 65 heilige Familien, in welchen die Maria gewöhnlich der Brennpunkt ist, geliefert, und wir finden in der gesammten Kunstgeschichte keinen Historienmaler bis auf die neuere Zeit herab, der nicht wenigstens ein Marienbild, namentlich eine Verkündigung oder Himmelskönigin, ausgeführt hätte. Vornehmlich ist die florentinische, römische, lombardische, venetianische, und nicht minder die bolognesische, genuesische und neapolitanische Schule reich an Verherrlichungen der Maria, als „Modonna“ oder „Pia mater“ oder „Pieta“; am Reichsten ist jedoch in dieser Beziehung die spanische und altdeutsche Schule.

Während aber die italienischen und spanischen Künstler die Maria mehr als „Himmelskönigin“, unter Vermittelung von den Heiligen der Diöcesen, in machtvollster Erhabenheit darzustellen bemüht waren, versuchten es die deutschen Maler, dieselbe dem harmlosesten Alltagsleben näher zu stellen, und die „Gebenedeyte“ namentlich aber auch in naiven Votivbildern anzubringen, von welchen unbedingt die „Holbein'sche Madonna“ den trefflichsten Beweis liefert.

Als die seltsamste Variante in der Marienverehrung dürfte aber unstreitig der Cultus der schwarzen Maria, gewissermaßen wol nur als eine Reminiscenz aus der vorchristlichen Zeit, anzusehen sein. Die nichtchristliche Vorzeit hatte eine Demeter melaina oder Ceres nigra

zu Phigalia, eine Proserpina furva, eine Aphrodite melanis, sowie die beim Pausanias erwähnte Venus nigra („schwarze Venus“) und sogar eine Diana nigra verehrt, und so konnte es bei den mannigfachen Accommodationen nicht fehlen, daß man auch nach Analogie des „schwarzen Herrgottes“ u. s. w. eine „schwarze Maria“ *) im Christenthume, und zwar nicht nur in Aethiopien und Aegypten, wo man sich allerdings eine teintverwandte Maria wünschen mochte, sondern auch in Rußland, Polen, Schlesien, Baiern, ja sogar in Spanien, Frankreich, Italien sich dachte und hochverehrte Bildnisse derselben aufstellte. — Namentlich ist dieser Dienst der schwarzen Maria zu Loretto, Neapel, Marseille, Einsiedeln, Alt-Oettingen bei Salzburg (wo besonders große Pracht an ihr sich entwickelte), in der Peterskirche zu Löwen, sowie zu Orleans (wo eine „schwarze“ nebst einer „weißen Maria“ in einer Kirche neben einander verehrt werden, was auch zu Mariaeck in Baiern der Fall ist), wie im Neumünster zu Würzburg, zu Prag, zu Krakau, im Kloster zu Czenstochow (dessen schwarzes Gnadenbild ursprünglich im Besitze der Helena, Mutter des Constantins, gewesen sein soll), ebenso in der Stuhlherrenkirche zu „Puy“ (dessen Geschichte P. Ado de Gißny erzählt, vergl. Büsching, Wöchentliche Nachrichten, 312 bis 333), u. s. w. noch jetzt in außerordentlicher Aufnahme.

---

*) Nork erinnert uns bei der schwarzen Maria auch an die schwarze Jungfrau (in Grimm's Kindermärchen Nr. 3) und an die „Kinderopfer heischende Maria“, sowie „die Einweihungsopfer“ der Kirchen und deren Sagenreihe.

Den Bekehrern, welche oft nur damit zufrieden waren, Grund und Boden in den Ländern der Nichtchristen zu fassen, ohne gerade das reine Christenthum in den von allem Fremdartigen gesäuberten Herzen der Neugläubigen zu sichern, war es ja zum Theil Einerlei, ob sie ein altes Bild der Isis mit dem Horus auf dem Schooße, oder ein Idol der indischen Kali oder der celtischen Ceridwen zu einer Mutter Maria oder Madonna, oder ein altpersisches oder römisches Relief von der „Geburt des Mithras“ als eine Darstellung der „Geburt Christi“ adoptirten, wodurch dergleichen eigenthümliche Ansichten auf die heiligen Personen des Christenthums übergingen und die Cultusverschiedenheiten mit untergelegten Legenden entstehen mußten.

Selbst ein Theil der Feste der gnadenreichen Maria, die unter ihrem ausgebreiteten „Gnadenmantel“ die christlichen Herrscher und deren Völker in Schutz nimmt, der angebeteten „Himmelskönigin“, der „schmerzensreichen Mutter Gottes“, sind genau genommen Accommodation der Feste vorchristlicher Zeit, und sind theilweise, wie viele andere christliche Feste, nur deshalb geschaffen, um die Neubekehrten früher gewohnte Feste vergessen zu machen, worauf wir hier jedoch nicht tiefer eingehen können. — Kehren wir jetzt zum Queckbrunnen zurück.

Der Name „Queckbrunnen“ *) oder, wie er in der

*) Schon im 8. Jahrhunderte hieß ein frischer Quell „Kekprunno“ und bei Willeram quekkon wazzera. Im Isidor bedeutet chiquihhan, und beim Notker chichen soviel als lebendig machen, sowie beim Otfried quek und queqkas, lebendig. Selbst im Angelsächsischen ist cuce cwic und cwicu

herzoglichen Instruktion an Dr. Hermannsdorf geschrieben ist, der „Quegeborn“, hat Manche gewaltig in etymologisirende Bewegung gesetzt, und sie haben sogar die Deutung „Viehbrunnen“, freilich ohne Grundangabe, daraus finden wollen. Hätten sie sich lieber einfach an die Worte „Queck“ oder im Umlaute Quick, lebendig *), „Quecksilber“ **) — argentum vivum —, an das provinzielle „aufqueckeln“, von Kranken und kleinen, schwachen Kindern gesagt, soviel als „beleben“, mit Mühe aufziehen, „Quecke“ oder „Queckengras“, d. i. wucherndes Unkraut in Feldern, sowie „Quick-“ oder „Quecksand“ = Trieb- oder Treibsand erinnert, deren Stamm cwek und cwik, queh und quich u. s. w., eine Lebensthätigkeit oder Regung anzeigt, so würden sie sofort den „Queckbrunnen“ ***) als einen Brunnen, der zeugende und belebende Kraft in sich hat, sich gedacht haben. — Da übrigens keine Sage ohne allen Grund ist, und das Wasser des Queckbrunnens doch ebenfalls eine

---

lebendig, rege, sowie im Englischen quick und im Holländischen qvick, hurtig, munter, und mag wol mit wecken und wacker Eines Stammes sein. Auch das keck ist damit verwandt. — Hornqueck heißt in einigen Gegenden das Hornvieh.

*) „Die Kerne des Hafers sind nicht quick“ sagen die sächsischen Landleute, wenn sie vom Roste angegriffen sind. Ebenso hört man ein „quickes Bäumchen“, ein „quicker junger Kerl“ u. s. w.

**) Gediegenes Quecksilber heißt in der Bergsprache „Jungfernquick“.

***) In Schlesien gibt es nach Henel Silesiographia renov. cap. 7. ebenfalls einen Queckbrunnen, über den daselbst gesagt ist:

Teutonice Queckborn me patria terra vocabat,
Quod fuerim pecudum potus amorque gregis.

medicinische Kraft haben könnte, die aber unbedingt überschätzt und sogar zur Charlatanerie gemißbraucht wurde, so wäre es nicht uninteressant, wenn sich Chemiker an die Untersuchung dieses Wassers machten und ihr gefundenes Resultat zur Vervollständigung der eigenthümlichen Geschichte dieses Brunnens mittheilten.

Die Brunnen sind seit der frühesten Zeit in der Priestersprache fast aller Völker die Sinnbilder der weiblichen Fruchtbarkeit gewesen: denn Wasser galt als der Urstoff aller Dinge; in der Feuchte regt sich das Leben sowie das Wachsthum und die Wärme hilft nur mittelbar zum Gedeihen. Die syrische Baalath Beer, die phönicische Anobreth, wie Indiens Ganga sind Brunnengöttinnen für die fortdauernde Schöpfung in der Natur.

Ebenso haben sie im klassischen Alterthume, wie im alten und neuen Testamente eine hohe Bedeutung. Neptun schuf im Wettstreite mit Minerva einen Brunnen; Cercyons Tochter Alope ward vom Neptun in einen Quell verwandelt, Juno ward beim Baden im Brunnen Kynäthos wieder Jungfrau; der Pegasus schlug mit dem Hufe die Quelle Hippocrene auf dem Helikon und die Peirene zu Corinth; die Quell-Nymphe Egeria war für den Numa die lebendige Quelle der Gesetze. — Isaak und Jacob treffen ihre zukünftigen Frauen an Brunnen. Der Engel verspricht der Hagar am Brunnen einen Sohn. Jesus redet (nach Ev. Joh. 4, 6 fg.) mit dem Weibe aus Samaria am Jacobsbrunnen vom „lebendigen Wasser". Bekannt sind aus 2. Moses 15, 27 die 12 Brunnen bei den 70 Palmen, und Abraham pflanzte Bäume bei den Brunnen Berr Seba (1. Mos. 21, 33), an welchen (nach

eb. 26, 23 fg.) dem Isaak zahlreiche Nachkommenschaft versprochen ward, und Jes. 12, 3 ist ein Brunnen des Heils erwähnt, u. s. w.

Die Quellen und Brunnen waren übrigens auch schon den Germanen und Slaven heilig; sie galten als Wahrsagerinnen und man hielt sie namentlich für den Sitz böser und guter Geister. Besonders hielten sie Mineral- und Salzquellen für Sitze der Götter, weshalb eigentlich die Katten mit den Hermunduren sich um die Salzquellen stritten. Der Polzschner See, ursprünglich die Quelle Glomaci oder nach Dietmar Glomuczi (bei Lommatsch) war für die Slaven noch im 11. Jahrhunderte ein bedeutender Wallfahrtsort. — Auch heften sich an viele Brunnen mancherlei Sagen, besonders aber wurden sie als Verkündiger der theuern und wohlfeilen Zeit betrachtet.

Brunnen mit verschiedenen Sagen sind z. B. in Sachsen der „Gesundbrunnen" bei Leipzig, welcher ebenfalls von der Maria begnadet war, wie bei Grosse (in der Gesch. v. Leipzig, 1., S. 152) zu lesen ist, der „St. Annenbrunnen" zu Niederzwönitz, der „Geldbrunnen" bei Wiesenthal (Ziehnert, III, 202), der „Wunderbrunnen" am Pöhlberge bei Annaberg (ebend. 291), der „böse Brunnen" bei Marienthal (ebend. 224), der Todten- und der Melinenbrunnen" bei Leisnig (ebend. 232 und 234), sowie der „Mayen- oder Hahnborn" ebendaselbst (ebend. 230) u. s. w.

Dagegen waren namentlich folgende Brunnen als Weissager bekannt: der „Hungerbrunnen" bei Uhyst in Sachsen, die „Hungerquelle" am Rothen Thurme auf dem Markte zu Halle (Grimm, Sagen, 1, 163), die

„theure Zeit“ zwischen Eutin und Oldenburg, welche am 1. Mai jedes Jahres die hamburger Kornhändler besuchten, um zu sehen, wie die Getreidepreise im Jahre stehen würden; hatte sie viel Wasser, so stieg der Preis, hatte sie aber wenig, so fiel er. Eine andere dergleichen Quelle ist nach Müllenhof auch zu Preez im Oldenburgischen; das „Theuerbrünnlein“ bei Schweinfurt; der „Hungerborn“ bei Hieselrieth im Hennebergischen, sowie ein anderer hinter dem Schlosse in Baden, oberhalb des Türkenwegs; ferner die „Hungerquelle“ bei Büskensohl, von der die Sage geht, daß, wenn sie im Advente voll fließt, ein gutes Jahr, wenn sie aber seicht fließt, ein mageres Jahr werden wird; der „Geisbrunnen“ auf dem Schloßberge bei Freiburg im Breisgau, an welcher (nach Schnezler) die Sage haftet, daß in der Neujahrsnacht ein Männchen dort erscheint, und daß, wenn dasselbe drei Aehren und drei Trauben in der Hand hält, ein furchtbares, wenn er dagegen mit leeren Händen und mürrischem Gesicht kommt, ein unfruchtbares Jahr kommen wird; ebenso der „Lindenbrunnen“ im Keller eines Hauses zu Waldhausen, welcher durch ein Klopfen anzeigen soll, ob gute Ernte erfolgen wird; ingleichen der „Durstbrunnen“ zu Lusignan mit der Sage vom Erscheinen der Melusine als Weib und Schlange (nach Brantome), und die „Klingenbrunner Quelle“ im Schloßgarten, welche nur in der theuern Zeit fließen soll (Nork, Mythol., S. 1050) 2c.

Die Idee von der Heiligkeit der Brunnen war aber auch auf das deutsche Mittelalter übergegangen und hatte die Sage belebt, daher auch die bekannte „Frau Holla“, die alte Naturgöttin der Hessen und Thüringer „Hul-

dra", in der Sage ihren „Hollabrunnen,"*) „Hollenteich" (im Hessischen) hat, wo das „Hollabad" ist, ja es geht sogar die Sage, daß die „Weiber, die in ihren Brunnen steigen, fruchtbar werden", und nach Barth (Altdeutsche Relig., 1, 123) herrschte selbst der alte Glaube: „Aus Holla's Brunnen kommen die Kinder"; also ein Pendant zum Queckbrunnen. — Auch befindet sich auf dem Habermarkte zu Flensburg ein alter Brunnen, der „Grönnerkeel" (junger, munterer, verliebter Kerl) genannt, der sehr hoch in Ehren steht; auch bei den Flensburgern bringt nicht der Storch die Kinder, sondern sie werden aus diesem Brunnen „aufgefischt". — Ebenso schöpften nach Bechstein (Fränk. Sagen) aus dem Lindenbrünnlein zwischen Schweinfurt und Königshofen die „Ammenfräulein" in silbernen Eimern die Kinder; dessen Fluth sollte nicht Wasser, sondern Milch sein, und wenn die Kinder zu diesem Brunnen kommen und sehen durch das Loch eines darüber gedeckten Mühlsteins, so halten sie ihr eigenes Spiegelbild für ein bald kommendes Geschwisterchen. Ein anderer „Kinderbrunnen" findet sich nach Grimm (D. S., II, S. 165) auf dem Rammelsberge bei Goslar, der aber der Sage seinen Namen verdanken soll, daß eine Frau an demselben mit Zwillingen niedergekommen sei, was auch die beiden darauf in Stein gehauenen Kinder anzeigen.

Daß übrigens der Storch**) die Kinder aus dem

*) Vielleicht dürfte auch Hollabrunn in Niederöstreich von einer Sage der Holla herrühren, da die Sage vom Donauweibchen „Hulda" in diesen Gegenden noch jetzt im Munde des Volks lebt.

**) Die Römer nannten ihn pia avis, gutherzigen Vogel,

Brunnen hole (eine fast durch ganz Deutschland verbreitete Sage, welche verbreiteter ist, als die vom Einwerfen derselben durch die Schornsteine), ist nur aus der Beobachtung der Zärtlichkeit, mit welcher dieser Vogel seine Jungen behandelt, hervorgegangen, weshalb auch schon auf indischen Bildwerken die Erdgöttin, „Prithivi," als Nährerin aller Wesen, den Storch auf der Hand trägt. — Ja, noch jetzt sieht es das Volk fast in ganz Europa sehr gern, wenn der Storch sowol auf öffentlichen Gebäuden, als auch auf Privathäusern nistet, und betrachtet sogar sein Nisten als ein Zeichen, daß kein Feuer dem Hause oder Orte schaden kann. Der Glaube endlich, daß das Wasser die zartesten Keime der Menschenwerdung in sich birgt und den empfänglichen Frauen unvermerkt mittheilt, ist sehr alt: denn die indische „Parvati" war im Bade ohne Zuthun eines Mannes befruchtet worden und hatte den „Ganesa" geboren, ja, auf gleiche Weise waren selbst der messianische „Zerduscht" (Zoroaster), der

---

weil die alten Störche sowol für ihre Jungen mit großer Zärtlichkeit sorgen, als auch die Jungen gegen die Alten außerordentliche Sorgfalt hegen, was schon Aristoteles und Plinius bemerken. Die Griechen nennen ihn zwar wegen seiner Farben den Schwarzweißen, πελαργὸς (von πελος und αργιὸν), sie haben aber nach ihm ein Zeitwort gebildet, πελαργᾷν, was soviel als warnen, belehren bedeutet, sowie das ἀντιπελαργεῖν, d. h. Gegenliebe an den Tag legen, ehren, pflegen. Auch bei den Hebräern hat der Storch seinen Namen von der Liebe und Ehrerbietigkeit, sie nennen ihn חֲסִידָה, und Hiob 39, 13 ist er dem sorgloseren Strauß entgegengesetzt. Selbst im Sanskrit schon heißt er der gutherzige Vogel, Sacuna, von sac = pius aber nicht Hânsa, und im Arabischen al koku (nicht Abu Hans d. h. Vater Hans?).

„Buddha“ und der chinesische „Fo“ von ihren Müttern empfangen worden. — Diese alte Ansicht von der Fruchtbarkeit der Brunnen mag aber auch darin sich ausgesprochen haben, daß, wie schon früher erwähnt, Isaak und Jacob ihre Bräute am Brunnen fanden, und daß der Hagar daselbst ein Sohn versprochen wurde. Bedeutet doch übrigens im aramäischen und im Talmud der Name „Rebekka“ „Brunnen“, sowie der Name „Anobreth“, der Stammmutter der Phönizier, „überströmender Quell“.

Eine der naivsten Bearbeitungen der Geschichte des Queckbrunnens ist von Friedrich Kind, die bereits 1817 in der Abendzeitung, Nr. 43, 44, („dritter Beitrag zu einer poetischen Ortsbeschreibung von Dresden“) sich abgedruckt findet, welche wir dem Leser hiermit bestens empfehlen. — Ein älteres Gedicht von dem unter dem Namen Mikrander bekannten dresdener Versifex Kittel in der Sammlung Curiosa saxonica gedenkt endlich der Restauration des Storchs auf dem Queckbrunnenhäuschen (zu Anfange des vorigen Jahrhunderts). Die poetische Bearbeitung von Segnitz (Sagen, Bd. 2, S. 34) ist ungenügend.

15. Der Todtentanz.

O, wie war der Tod ein anderer, als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten ist zum Schreckbild er verwildert.

Lenau.

Es wird wol nicht so leicht unter den Tausenden von Wahrzeichen deutscher Städte eines geben, das so oft, obschon an sich wesentlich fast unverändert, seine Stelle mit einer andern hätte vertauschen müssen, als gerade der allbekannte Dresdener Todtentanz.

Dieses in Deutschland in seiner Art einzige Werk der Bild-

hauerkunst der Grenzmark des Mittelalters und des Beginns der Neuzeit ist zur Zeit am Eingange des etwas sehr entfernt gelegenen Todtenackers bei den Scheunenhöfen vor Neustadt-Dresden, dicht an der Wohnung des Todtenbettmeisters (die Benennung des Todtengräbers nach dem Residenzsprachgebrauche) seit dem Anfange des Jahres 1733 aufgestellt, und erhält keineswegs von den Dresdenern die Beachtung, die es eigentlich sowol in Rücksicht der Pietät, als seines alterthümlichen Kunstwerthes, verdiente. Dieser fast mehr im Auslande als in Dresden gekannte „Todtentanz" von artistischer und historischer Bedeutung besteht aus 27 in Sandstein, auf neun Platten gearbeiteten Basreliesfiguren in Lebensgröße, wovon meist je drei auf eine Platte gehauen sind; nur die dritte, die Schlußplatte des geistlichen Reigens, hat zwei, und die neunte, 1721 neu gearbeitete, vier Figuren. — Genau genommen zerfällt dieser ganze Todtenreigen in vier Abtheilungen, sodaß Figur 1 bis 7 den ersten Hauptreigen, Figur 8 bis 20 den zweiten Hauptreigen, die Figuren 21 bis 23 aber einen Nachreigen und die Figuren 24 bis 27 endlich eigentlich die vom Sensenmanne gleichsam nachgetriebenen Marodeurs der ganzen Colonne bilden.

Den ersten Hauptreigen beginnt Freund Klapperbein, flott den geraden Zinken blasend, während die rechte Knochenhand den umschlängelten Wermuthsbecher erhoben hält. Eine den Todesschlaf ironisch andeutende Zipfelmütze ziert seinen Schädel und eine bandartig herabwallende Gewandung flattert um das zum Tanze ausschreitende schauerliche Knochengerüste, dessen niedere Extremitäten noch von zischenden Schlangen umschlungen sind. An die flatternde Gewandung des grinsenden Choragen, des musicirend






Der Todtentanz.

vorwärts schreitenden Streckfußes hält sich mit der Hand der ihm unmittelbar folgende Papst, in der Rechten krampfig den doppelten Kreuzstab führend, völlig in Pontificalibus, d. h. mit der Sotane, dem Pluviale und Ovale (Fano) bekleidet, während ein Kardinal, in der Linken den einfachen Kreuzstab haltend, das seitwärts von der Kalotte herabhängende Inful der päpstlichen Tiara oder des Fano in schwankender Haltung erfaßt. Ein Bischof und ein infulirter Abt mit Krummstäben und Mitras folgen, sich eng an einander schließend, dem Vorgesetzten, indem sogar der Letztere den linken Fuß zum Tanze plump erhebt, und an sie reiht sich ein Kapitular oder sogenannter „Gottesjunker", in das Almutium gehüllt und den Kotzhut auf dem Haupte. Die 7. Figur stellt dagegen einen Kapellan mit Alba und Stola bekleidet vor, der eine aufgestülpte Gugel auf dem Kopfe und eine kreuzähnliche Monstranz in der Rechten trägt: er scheint Anstand zu nehmen, sich dem Reigen anzuschließen, und hat weit mehr das Ansehen, einen zaghaft mit Brevier und Rosenkranz (Paternosterl) daherschreitenden Franziskaner, indem er ihn bei der Hand faßt, zum Tanze vermögen zu wollen. Mit diesem schließt sich der geistliche Reigen und hier hätte eigentlich bei seiner angenommenen ersten Aufstellung am Georgenschlosse der Abschnitt sein sollen; doch der Abschnitt war zwei Figuren früher, sodaß die letzten beiden Figuren, Kapellan und Franziskaner, auf der linken Seite vom Erker den Reigen fortsetzten, worauf wir nochmals zurückkommen werden.

Sogleich tritt hinter ihnen ein zweiter Herr Langbein mit flatternder, shawlartiger Gewandung, zum Beginn des zweiten weltlichen Reigens an, indem er mit zwei

Schenkelknochen gewaltig die hochgehängte Trommel rührt und sich nach dem ihm willig folgenden weltlichen Regimente umsieht. Diesen Reigen der Todtentänzer beginnt nämlich der Kaiser mit der Bügelkrone und dem Herseniер auf dem dem grinsenden Gerippe zugewendeten Haupte, das Scepter in der Linken haltend und das Schwert zur Seite. Die kaiserliche Majestät ist im Hausornate und ihm folgt der König mit der Kleeblätterkrone, das Scepter über die linke Schulter, ebenfalls im weiten, bis zum Knie reichenden verbrämten Rocke mit Pluderärmeln, welche nach spanischer Weise unterbunden sind, der damaligen fürstlichen Alltagstracht. Beide Figuren, die übrigens unterhalb geschient sind, als ob sie auf einem Kriegszuge sich befänden, schreiten gehorsam zum Tanze aus und sollen nach den Chronisten mit Kaiser Karl V. und Ferdinand I. Porträtähnlichkeit haben. In der darauf folgenden Figur stellte der Künstler unbedingt (und vielleicht sogar auf Befehl) den Herzog Georg *) dar, welcher der Bärtige deshalb genannt ward, weil er sich nach dem Tode seiner Gemahlin, Barbara, einer polnischen Königstochter, das Bart- und Haupthaar kunstlos wachsen ließ. Diese dem Herzoge Georg in der That sehr ähnliche Figur ist ebenfalls im fürstlichen Alltagsgewande, und zwar im langen, reich mit Sammet und Pelz verbrämten Oberkleide und puffärmeligen Rocke steht sie en face mit der über dem Pelzkragen auf die Brust herabhängenden Kette des Goldenen Vließes, welchen Orden

---

*) So sollen am baseler Todtentanze Papst Sixtus V., Kaiser Sigismund und der römische König Albert II. porträtirt worden sein.

Georg im Jahre 1531 erhalten hatte, und ein gekrämptes Barett deckt das der nachfolgenden Figur völlig zugewendete Haupt. Der Herzog ist stehend, während die folgende Figur sich ruhig zum Tanze anschickt. Auch diese ist in ein weites, bis zum Knie reichendes, gleichfalls verbrämtes Gewand gekleidet und ihr Haupt mit einer netzartigen Helmkappe, dem damaligen, ganz gewöhnlichen Hersenier vornehmer Krieger, bedeckt; auch ist sie mit einem Schwerte versehen. Die Figur wird von Einigen für einen der Söhne des Herzogs, entweder für den am 11. Jan. 1537 gestorbenen Johannes, dessen Medaillon noch heutzutage unter dem Ausgange des Georgenthores von dem vielen Reliefschmucke des alten Thorhauses noch übrig geblieben ist, oder den am 26. Febr. 1532 dahingeschiedenen Sohn Friedrich*) angesehen, worüber wir jedoch zu entscheiden uns nicht unterstehen möchten. — Die nächste, unmittelbar sich anschließende Figur stellt einen ganz geharnischten, bärtigen Ritter dar, dessen Lenden ein Panzerschurz umschließt und dessen keckes Haupt ein spanisches, reich mit wallenden Federn geschmücktes Barett deckt. – Diesem folgt anscheinend ein Edelmann oder Hoffavalier in weitem Ueberwurfe, einem reich verbrämten Rocke mit Pluderärmeln, indem er mit der Rechten und Linken an das Schwert faßt, als wollte er dem Tode Trotz bieten; übrigens aber doch in sehr bedenklicher

---

*) War geistesschwach; doch glaubte Georg von ihm noch Nachkommen zu erzielen, und verheirathete ihn deshalb 1539 mit der Gräfin Elisabeth von Manßfeld; doch er starb 4 Wochen nach der Hochzeit.

Haltung. An diesen faßt sich ein bedächtiger Rathsherr oder wol vielmehr ein aus seiner Bücherwelt vom unabweisbaren Tode hervorgezogener Gelehrter an, der in ein einfaches, langes und weites Oberkleid gehüllt ist und dessen seitwärts gebeugtes Haupt von einem sogenannten gehackten Barett gedeckt wird. Die nächste, an den Vordermann sich ebenfalls unmittelbar reihende Figur dürfte wol den Bildner selbst vorstellen, da es auch bei anderen Todtentänzen nicht ungewöhnlich ist, daß sich der Künstler dabei nicht vergessen hat. Es ist auch in der That das vollständige Bild eines Steinmetzmeisters damaliger Zeit; die Spitzhaue und das Winkelmaaß über der linken Schulter tragend und das große Schurzfell, sowie die bei den Steinmetzen gewöhnliche lederne Gugel charakterisiren ihn vollständig. Dieser soll übrigens nach Hasche (Magazin, I, 69) Meister Schickeltanz gewesen sein, was auch den Brückenrechnungen keineswegs widerspricht, indem dieser Steinmetzmeister im Jahre 1534 auch als thätig beim Brückenbaue darin aufgeführt ist.

Diesen den Bürger- und Handwerksstand im Todtenreigen vertretenden Steinmetzen folgt ein nur theilweise geharnischter Kriegsmann im damals gewöhnlichen spanischen Kostüm mit Partisane, und diesem tritt ein mit Kurzmesser bewaffneter und den gebundenen Dreschflegel aufrecht tragender Landmann in der damals gewöhnlichen Blusentracht mit Pauschhose und Zugstiefeln bedächtig nach, eine kapuzenähnliche Kappe, die zugleich über die Schultern herabhängt, auf dem Kopfe. Den Beschluß dieses zweiten Reigens macht ein hinkender, auf eine Krücke gestützter Bettler, der mit entblößtem, emporgehobenen Haupte dem Reigen sich gleichsam bereit anschließt. —

Der Frauenreigen ist ungemein schwach besetzt und es scheint, als ob der Künstler dadurch habe andeuten wollen, daß die Damen diesen Tanz eher auszuschlagen pflegen, als jeden andern. Er besteht nämlich blos aus drei Figuren, einer Aebtissin mit dem Krummstabe, welche der ihr nachtretenden Edelfrau, welche Einige mit großer Wahrscheinlichkeit für die am 15. Febr. 1534 gestorbene Gemahlin des Herzogs, Barbara, halten, vorangeht. Die dritte, ihr beigesellte weibliche Figur ist eine höchst schlichte Bauersfrau mit Maullappen und Kopfhülle, einen Stecken in der linken Hand, und eine über der Brust zusammengebundene Hocke auf dem Rücken tragend, aus welcher einige Gänse hervorblicken. Die letzte Nachtrabsgruppe endlich, die gewissermaßen eine Nachlese des ihr nachziehenden klapperbeinigen Sensenmannes zu sein scheint, besteht aus drei mehr isolirten Figuren. Die erste Figur zeigt einen jüngern Mann in venetianischer Kaufmannstracht, der einen gefüllten Sack im linken Arme trägt, einen großen Wetscher auf der rechten Seite am Gürtel hängen hat und vielleicht an die damals in Sachsen umherziehenden Wahlen erinnern könnte. Diese Figur, welche stehend und sich noch besinnend dargestellt ist, scheint von dem ihm folgenden Kinde im tiefsten Negligée und dem dasselbe bei der Hand fassenden baarfüßigen Alten zur endlichen Theilnahme an dem Reigen animirt zu werden, während das den ganzen Zug schließende Gerippe mit der Sense wie der echte Holzmeyer daher zieht, um gleichsam den Reigen zu fällen, oder mit andern Worten, das furchtbare Ansehen hat, den Kehraus auf dem Tanzplane machen zu wollen.

Nach allen dresdener Chronisten ward dieser Todtentanz ursprünglich für das Georgenschloß ausgeführt. Dieses ward nämlich in den Jahren 1534.—1537 im schönsten Renaissancestyle, mit hohen Giebeln, zum Theil auf der Brücke selbst erbaut, die damals noch bis an die jetzige Sporergasse reichte und wie Emser im Leben Bischofs Benno sagt, 24 Bogen hatte. Der Bau ward durch Meister Bastian, den Brückensteinmetzen, sowie durch Meister Nicol Reppisch und Schickeltanz (d. h. Tanzmeister, wie auch der Teufel im Mittelalter hieß), als angrenzender Theil des alten Markgrafenschlosses, welches bis zum Taschenberge sich erstreckt, ausgeführt. Dieser neue Theil der Schloßgebäude machte ursprünglich einen isolirten Bau aus, während durch das erst unter Kurfürst Moritz im Oblongum aufgeführte und auch nach ihm benannte „Moritzschloß", wobei auch ein großer Theil des alten Markgrafenschlosses abgetragen ward, die gesammten Schloßgebäude seit 1551 bis 1555 ihren jetzigen Umfang erhielten. Es hieß anfänglich das „neue Thorhaus", wie es auch als solches in den Brückenrechnungen von 1534 aufgeführt wird, oder auch das „Georgenschloß", wie es später die Chronisten nannten, und ist wesentlich bis zur zweiten Etage noch vorhanden.

Am 4. Mai 1534 ward das alte Zollhaus auf der altstädter Seite, welches auf dem dritten Pfeiler, also ungefähr in der Nähe der jetzigen Hofapotheke stand, abgetragen und, nachdem mehre Bogen ausgeschüttet worden waren, ward auf Kosten des Herzogs und nach dessen eigenem Plane dieser für jene Zeit unstreitig großartige Bau begonnen.

Nun fragt sich's, ob mit dem Baue zugleich der Tod-

tentanz an diesem neuen Schlosse angebracht ward, oder ob er überhaupt ursprünglich für dasselbe bestimmt war. *) — Wenn Letzteres nun der Fall gewesen wäre, so würde man doch unstreitig den Erker des herzoglichen Thorhauses im Jahre 1534 gleich so angelegt haben, daß der geistliche Reigen auf die Nordostseite des Baues vollständig hingegangen wäre, damit nicht zwei Figuren davon (die siebente und achte) auf die Nordseite hätten gesetzt werden müssen. Uebrigens scheint höchst wahrscheinlich der Todtentanz damals schon vorhanden gewesen zu sein: denn es begegnet uns in der Brückenrechnung vom Jahre 1534 ein Posten, nach dem „Meister Jocoff, der Maler", für das Malen „der Figuren des herzoglichen Leidens" — „by außfuerung" (doch wol so viel als in Steinarbeit) — „unter dem neuen Thorhause bei Alden Dresden" — 40 Groschen (einen für jene Zeit bedeutenden Arbeitslohn) erhielt. — Wenn wir nun bedenken, daß, wie die Historiker vorgeben, und sich auch wegen der im Reigen selbst erscheinenden Figur des Herzogs hören läßt, Herzog Georg wegen der vielen Todesfälle in seiner Familie (bis zum Jahre 1534, also vor seiner Gemahlin, bereits sieben Kinder) sich zu der Ausführung des Todtentanzes veranlaßt gefühlt, so könnte es leicht geschehen sein, daß er denselben zuvörderst unter dem

---

*) Die Todesidee war am Georgenthore auch noch anderweit ausgeführt, und wir sehen noch heutzutage über dem Portale nach der Elbe zu einen über gekreuzten Knochen liegenden Schädel mit der Inschrift: „Per invidiam diaboli mors intravit in mundum", d. i. „durch des Teufels Abgunst ist der Tod in die Welt gekommen", und in den Eckfeldern ruhen als Zwickelfiguren Adam und Eva.

neuen Thorhause bei Altdresden (jetzt Neustadt), wo die Figuren des „herzoglichen Leidens“, wie die Rechnung sich ausdrückt, vom Maler Jocoff mit Farben und wahrscheinlich auch mit Gold und Silber (wie ein anderer Posten andeutet) im Jahre 1534 reich staffirt wurden, hätte aufstellen lassen, und daß er erst nach dem Tode seiner Gemahlin Barbara seinen Plan dahin abgeändert habe, — den übrigens auch keineswegs zu der Renaissancearchitectur des neuen Thorhauses harmonirenden Todtentanz von der Brücke wegnehmen und ihn zu beiden Seiten des Erkers, an welchen auch sein und seiner Gemahlin Bilder *) in Medaillonform angebracht waren, anbringen zu lassen.

Einhundertundsiebenundsechszig Jahre stand der Todtentanz an der nordöstlichen Façade des reich durch Ornamente, Medaillons, Statuen und selbst Fresken verzierten Thorhauses vom neuen Georgenschlosse, und zwar zwischen der zweiten und dritten Etage. Er war den die Brücke nach dem Georgen- und Elbthore Passirenden stets ein treffendes Memento mori, und diente daher auch wegen seiner auffallenden Bildwerke als Wahrzeichen. — Selbst die Schloßgebäude wurden noch bis in die neueste Zeit herab nach dem Reigen des Todes in zwei Theile, in den „Papst“ und „Kaiser“ getheilt, sodaß die östlichen Bauten des dresdener Schlosses

*) Eines derselben, der Herzog, war später, nach dem Brande des Schlosses, in die katholische Hauptschule im Italienischen Dörfchen versetzt worden, und befindet sich auch noch jetzt im Neubaue derselben, in der kleinen Schießgasse. Jenen völlig gleiche, aber kleinere Medaillons befinden sich noch am Eckhause der Badergasse zum Altmarkte.

der „Papst" und die westlichen und südlichen der „Kaiser" in der gemeinen Hofsprache, sowie auch selbst in alten Rechnungen, genannt wurden.

Ursprünglich prangte die ganze Bilderreihe des Todtentanzes auf blauem Grunde, doch erhielt dieser im 17. Jahrhundert einen rothen Ueberstrich, wie ihn auch sein erster Monograph, Erretter und eifrigster Gönner, Mag. Paul Christian Hilscher, zu Anfange des 18. Jahrhunderts Pfarrer zu Neustadt-Dresden, sah.

Eine fürchterliche Feuersbrunst, welche am Charfreitage (25. März) des Jahres 1701 während des Gottesdienstes zwischen dem Schloßthurme und Thorhause ausbrach und sehr bald den ganzen nordöstlichen Theil des Schlosses bis zur zweiten Etage völlig zerstörte, hatte auch die Mauer, an welcher der Todtentanz angebracht war, so ausgebrannt, daß man ihren Einsturz befürchtete, und daher überzeugt war, daß sie abgetragen werden müßte. Da man bei den damaligen Finanzverhältnissen des Hofes davon absah, das Giebelhaus wieder in seinem alten Schmucke herzustellen, sondern vielmehr eine völlige Umgestaltung des Schlosses (die leider unterblieb) beabsichtigte, so kam auch der Todtentanz bei Seite. Er mag überdies beim Abnehmen, trotz der allerhöchsten Anordnung, die Platten desselben, welche allerdings mit Klammern und Ankern zu gut vergossen waren, mit größter Behutsamkeit herunterzunehmen, nicht eben geschont worden sein, da die vier letzten Figuren gänzlich dabei verloren gingen. — Das Schloß ward zwar wieder, jedoch schmucklos, ohne Giebelbaue aufgeführt, und der Todtentanz blieb in den Vorräthen des Hofbauamts ziemlich 20 Jahre lang verwahrt. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs August ward er

jedoch, laut Rathhausakten, am 15. März 1721 an die Kirche zu Altdresden (Neustadt) zur beliebigen Aufstellung überlassen. Wahrscheinlich hatte den König ein Gesuch des Mag. Paul Christian Hilscher, der, wie schon bemerkt, als Beschützer des Todtentanzes sich öffentlich gerirte, dazu bestimmt. Die bereits vom Stadtrathe genehmigte Aufstellung des Todtentanzes an der Sakristeimauer der ehemaligen altdresdener Dreikönigskirche, die am Eingange der jetzigen Hauptstraße in Neustadt lag, ward noch in Folge angeführter Gründe von Seiten des Stadtsyndikus Berisch, welcher aber vom Superintendenten Dr. Löscher, der einen Anstoß daran fand, dazu vermocht zu sein schien, zum großen Aergerniß Hilscher's vereitelt. Alle Bemühungen und Beseitigungsversuche Hilscher's gegen die Bedenklichkeit und offenbare Engherzigkeit der kirchlichen und städtischen Behörden richteten Nichts aus, und er mußte sich nur damit zufrieden stellen, daß wenigstens über eine Aufstellung an der Gottesackermauer, östlich vom Rhänitzthore (da, wo die jetzige Kirche steht), Beschluß gefaßt wurde, die auch am 1. Sept. 1721 erfolgte. Die vier fehlenden (in der Rechnung fünf) Figuren wurden vom Bildhauer Joh. Eman. Brückner nach einer alten Zeichnung (für 15 Fl. 15 Gr.!) ausgeführt, und eine öffentliche Aufforderung zu einer freiwilligen Beisteuer für die Unkosten der Aufstellung hatte keinen großen Erfolg. Wie sehr man gegen diese Aufstellung übrigens gewesen sein muß und was für Alterthumssinn damals bei den Herren des dresdener Rathes und der Geistlichkeit vorhanden war, geht namentlich aus der Stelle der Akten hervor, wo es heißt: „Der Geistliche muß seinen Willen haben, es sei derselbe

so artig, als er wolle. Diese Ikones sieht man nun an der Gottesackermauer auf einen Klumpen zusammengestellt." — Bei dieser neuen Placirung erhielt der Todtentanz einen Oelanstrich und zwar einen gelben Grund, sowie auch die noch vorhandenen Verse, welche zu den beiden Seiten der Bildwerke und unterhalb derselben in vier Felder vertheilt, angebracht wurden, welche überdies von M. Paul Hilscher herrühren und unbedingt nach dem Muster der Verse des lübecker Todtentanzes gedichtet sind.

Doch nur kurze Zeit blieb dieses alte Monument an dieser nur aus Gnade ihm angewiesenen Stätte: denn bereits im Jahre 1733 ward es, sowie die Kirche selbst, an der Hilscher ihm so gern ein Plätzchen der Pietät gegönnt hätte, welche wegen des neuen Bauplans der Neustadt weichen mußte und auf Befehl des Königs Friedrich August I. an die Stelle kam, wo der Todtentanz etwa über zehn Jahre gestanden hatte, translocirt, und erhielt auf dem neuen Gottesacker bei den Scheunenhöfen ein anderweites Gnadenplätzchen. Der Todtentanz erfuhr auch hier einige sogenannte Restaurationen mit Oelstrich; anfänglich mit weißem Grunde, und in ganz neuester Zeit prangte er sogar eine Zeitlang in den neumodischen Landesfarben, weiße Figuren auf grünem Grunde. Doch ist auch dieser Anstrich wieder verschwunden und die Spuren der durch den Oelanstrich noch vermehrten Auflösung des lockern Gesteins werden immer sichtbarer, sodaß, wenn nicht bald Etwas dafür gethan wird, dieses alte Monument mindestens in 10 Jahren seinem völligen Ruine entgegengeeilt sein dürfte. Die vor Jahren aufgetauchte Idee, den Tod-

tentanz in der Vorhalle der Dreikönigskirche unter dem neuen Thurme aufzustellen, ist ebenfalls entschlummert.

Nächst der Hilscher'schen Monographie mit dem Bodenehr'schen Kupferstiche, welcher dem in Weck's Chronik bei Weitem vorzuziehen ist, hat Ch. Hohlfeldt und Archivar Erbstein (in den Mittheilungen des königl. sächsischen Alterthumsvereins, Heft 2, S. 46—62) und F. Naumann *) („der Tod in allen seinen Beziehungen" Dresden, 1844) sich um die Geschichte des Todtentanzes bemüht; doch blieb uns die wirkliche Entstehungsgeschichte desselben bis jetzt noch im Dunkel. Uebrigens sind in neuester Zeit, namentlich auch in dem Büchelchen von F. Naumann, mehre sehr getreue Abbildungen des dresdener Todtentanzes **) erschienen.

Ein Versuch, die Frage einigermaßen anzuregen, wie man wol auf die Idee, Todtentänze durch die Kunst zu schaffen, gekommen sei mnag, dürfte gewiß hier nicht am unrechten Orte sein. Eine ungefähre Uebersicht der darüber bisher ausgesprochenen Ansichten mag den Leser zum weitern Nachdenken und Selbstforschen veranlassen.

Die Idee, die allen Todtentänzen des christlichen Europa's, in Frankreich, England, Holland, Deutschland u. s. w. ihre Entstehung gab, ging theilweise aus dem Asenthume des hohen Nordens, wo Hela zu Roß als die Todlengöttin gedacht wird, aus dem Slaven-

---

*) Ist ein guter Beitrag zur Geschichte der Todtentänze.

**) Der im Durchhause der äußern pirnaischen Gasse nach dem Johanneskirchhofe auf Holz gemalte und über der Ausgangsthüre angebrachte Todtentanz ist aus dem 17. Jahrhundert und hat keinen Kunstwerth.

thume, wo Marzana und Smertnicza als den Todeskampf erzeugende Wesen erscheinen, sowie aus dem Judenthume, wo der Todesengel, Sammael, dem Sterbenden mit der Schwertesspitze einen Tropfen Galle in den Mund gibt, sowie theilweise schon aus Etruriens Morta und dem Römerthume hervor, wo die Lemuren als schreckende, knöcherne oder vertrocknete Todesgestalten schon bekannt waren und wo selbst vom Tanze derselben auf Bildwerken eine Spur vorhanden ist. Seltsam ist auch die Idee der Neugriechen vom Tode. Sie haben den alten Charon in den mit seinem Todtenzuge über das Gebirge dahinschweifenden Charos verwandelt.

Den Tod als Gerippe oder als abgemergelte Gestalt sich zu denken, hat sich erst in der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts ausgebildet. Es ward nämlich seit dieser Zeit, namentlich durch religiöse Aufzüge, die Makabers, und geistliche Schauspiele Anfangs dem Volke zum Schrecken, und endlich in der dramatischen Zusammenstellung von „Gevatter Tod und Gevatter Teufel", sowie in Rosenblüt's „Frau Jutta" zur Belustigung die Idee vom Todtengerippe immer mehr ausgeprägt; besonders spielten Beide in den beliebten „Freitagskomödien" stets die lustigen Personen. — Anfänglich paradirte der Tod als „Knochenmann" oder „schwarzer Mann" allein an Kirchen und Kirchhofsmauern mit den Devisen: „Hodie mihi! cras tibi!" — „Memento mori", — „Mors omnia aequat" u. s. w.

Doch baldigst wurden daraus ganze Gruppen von Knochenmännern, die mit Menschen theils in ernsten, theils in lustigen Stellungen den Todtenrei-

gen anstellten. — Wie alt die sogenannte „Macaber“ oder „Danses Macabres“ sind, welche Benennung man von dem Arabischen oder Hebräischen herleitet, wo Magaburah und Makkeburah den Todtenacker (coemetrium) bedeutet, ist ungewiß. Die Spanier*) haben aus dem 14. Jahrhunderte ein Gedicht: „Danza general de la muerte, en que entran todos los estados de gentes“, das mit Vokal- und Instrumentalmusik, sowie mit Tanzbegleitung eine Art Oratorium gewesen sein mag. Der Franzose sagt: „la danse Macabre“, der Engländer: „Dance of Machabray“, oder nach Franc. Douce: „the dance of death“ (Lond. 1833), und Einige haben von dem provençalischen Dichter Marcabres voreilig diese Benennung ableiten wollen, von dem doch nicht bekannt ist, daß er über den Tanz des Todes Etwas hinterlassen hat.

Andere nennen einen deutschen Dichter Makaber sogar als Erfinder, was aber nur aus dem mißverstandenen Titel: Chorea ab eximio Macabro versibus Alemannicis edita et a Petro Desrey emendata, Parisiis 1490 etc. hervorgegangen ist.**) Bei Cabarras und Villaret heißt

*) Daß Spanien Todtentänze besaß, läßt sich fast aus den Versen des am Hofe Don Pedro's um's Jahr 1360 lebenden Arztes Don Santo Judio de Carrion vermuthen, welche Sanchez in einer Sammlung spanischer Poesien bis zum Jahre 1400 (S. 179), mittheilte.

**) Zu den poetischen Erzeugnissen, welche den Todtentanz gewissermaßen feiern, gehört auch der Schluß des lateinischen Gedichts, das bei Michael Hillenius „Susanna“ betitelt, mit der Jahreszahl 1533 verlegt ist. Eine andere Anspielung auf den Todtentanz enthält ein lateinisches Gedicht aus dem 12. Jahrhunderte von Walter von Mapes unter dem Titel: „Lamentatio et deploratio pro Morte et concilium de vivente

in dem Tagebuche aus Karl's VII. Zeit, vom Jahre 1424, (komisch genug) der bekannte Todtentanz auf dem Gottesacker der Kirche St. Innocents zu Paris „Chorea Machabaeorum“; doch ebenfalls ein großer Mißverstand: denn wie wäre die Makkabäergeschichte mit der Entstehung der Todtentänze wol in Zusammenhang zu bringen? Endlich hat man die Macabre vom heil. Macarius, der im Französischen Macaire, aber auch alt Macaure oder Macavre geschrieben wird, und auch einmal aus Mißverstand Macabre sich findet, ableiten wollen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß die Mauren in Spanien das Wort geschaffen haben.

Doch es würde uns zu weit führen, der eigentlichen Entstehung der Todtentänze, welche nach Einigen durch die in den Jahren 1348 fg. so fürchterlich grassirende Krankheit, „der schwarze Tod“ genannt, zuerst gefördert, noch weit mehr aber wol durch die seit dem Jahre 1473 Europa heimsuchende Tänzerwuth, „St. Veitstanz“ genannt, hervorgerufen worden sein könnte, gründlich nachzuforschen, und so begnügen wir uns, hier nur noch anzuführen, welche von dem 14. Jahrhunderte an etwa die bekanntesten deutschen Todtentänze waren. In Deutschland ist der älteste in Straßburg, in der Kirche des Dominikanerklosters (das schon 1548 verlassen),

---

Deo“. Ebenso war im Laufe des 17. Jahrhunderts unter dem Titel: „Li trois Mors et li trois vis“ (die drei Tode und drei Lebendigen) eine metrische Arbeit in französischer Sprache erschienen. Ein Gemälde des Andrea Argagna auf dem Campo Santo zu Pisa scheint diese Vision behandelt zu haben. Auch ist dieselbe auf Befehl des Herzogs von Berry im Jahre 1408 über den Eingang der Kirche des Innocents in Stein gehauen worden.

welcher, übertüncht, erst in neuester Zeit aufgefunden worden ist, dann ist der zu Klein=Basel im alten Kreuzgange des ehemaligen Nonnenklosters, als Gemälde in Fresko mit der Jahreszahl 1312, sowie der zu Groß=Basel an der Kirchhofsmauer des Predigerklosters in der Vorstadt St. Johann zu nennen, der, als Andenken an die große Sterblichkeit um 1438, von einem Künstler Hans Bock (1443), oder von Hans Glauber oder Klauer*) (Kluer), welcher Letztere jedoch ihn im Jahre 1568 nur in Oel restaurirt hat, in 40 Darstellungen**) ebenfalls in Fresko gemalt worden sein soll, und leider im Jahre 1805 verschwunden ist. Daß der Groß=Baseler Todtentanz***) nicht von Holbein (dessen Todtentanz, in 49 Bl., mehrfache Ausgaben erlebte) sein kann, ist längst erwiesen. Gleichfalls berühmt war der Todtentanz zu Bern, an der Gartenmauer des Dominikanerklosters, welcher von Nikolaus Manuel zwischen den Jahren 1500 bis 1530 entstanden sein mag, im Jahre 1553 von dem Maler Urban Wyß restaurirt ward, leider aber schon 1560 der dasigen Straßenerweiterung weichen mußte. — Nicht minder berühmt war der Todtentanz zu Luzern, dessen ausgezeichnete, aus sieben Tableaux, in 24 Bildergruppen, bestehende Gemälde von

---

*) Unter einer Figur war Klauber's Name angebracht.

**) Der Tod war darin mehr Lemure.

***) Eine gut aquarellirte Copie ist auf der Bibliothek zu Basel noch vorhanden. Joas Dennecker gab ihn 1544 zu Augsburg und Matthäus Merian der Aeltere 1621 in 44 Blättern in Kupferstich heraus. — (Vergl. auch „Der Todtentanz von Ludwig Bechstein, mit 48 Kupfern. Leipzig bei Leo, 1831.)

Jakob von Wyl vor dem Jahre 1612 ausgeführt, aber bereits zum großen Theile 1636 bei dem Brande der Stiftskirche zerstört wurden. Ein anderer auf der 300 Fuß langen, überdeckten sogenannten „Todesbrücke" zu Luzern, die auch die „Spreuerbrücke" heißt, ist von dem Schüler des von Wyl, dem Kaspar Mylinger, in 36 Scenen, in den Jahren 1631—1637 gemalt worden. Außerdem war schon seit dem Jahre 1465 der Todtentanz zu Lübeck, in der sogenannten „Todtenkapelle" der dortigen schönen Marienkirche berühmt, in welchem der Tod auf einem Löwen reitet, was uns an den brüllenden Löwen in 1. Petr. 5, 8 und den Ariman, der diese Gestalt annimmt, erinnert. Nicht minder ist der Todtentanz zu Erfurt, eine Reihenfolge von 56 großen Gemälden, im dasigen Waisenhause, aus neuerer Zeit; der zu Minden, welches Gemälde Fabricius erwähnt, und etwa im Jahre 1383 entstanden sein soll; der zu Gandersheim, im Kreuzgange am Kapitelhause des Barfüßerklosters auf einer langen Tafel, und zwar auf Pergament gemalt; im ersten Beinhause zu Annaberg, das 1548 gebaut und gemalt, aber bereits 1562 wieder niedergerissen ward; sowie drei in der Begräbnißkapelle der Augustiner zu Wien befindliche Bilder, mit tendenzähnlichen Darstellungen, welche Brückmann erwähnt, zu übersehen. Ueber die in England, Frankreich u. s. w. historisch denkwürdigsten Todtentänze hier etwa Folgendes:

Besonders reich war England an Todtentänzen (Dance of Machabray). So war zu London, nördlich von der alten Paulskirche an der äußern Mauer eines Klosters, das aber 1549 abgetragen ward, ein Todtenreigen gemalt, der aber leider mit verschwinden mußte. In

der Volkssprache nannte man dieses Gemälde den „Paulstanz“. — Die Kirche zu Stratford enthielt ebenfalls einen solchen Reigen, auf welchen übrigens Shakspeare im Lustspiele „Maß für Maß“ (Akt III, Scene 1) hinzudeuten scheint. Nicht minder hatte Wortley-Hall in Gloucestershire ein ähnliches Kunstwerk, das von den Chronisten „Dance of de death of all estates and degrees“ genannt wird. Ingleichen waren in der Kirche zu Herham in Northumberland beim Eingange zum Chore Ueberreste eines alten Gemäldes, das einen Todtentanz vorführte. Ferner findet sich noch eine ähnliche Darstellung im erzbischöflichen Palaste zu Croydon, und zwar an der äußern Mauer einer Halle, und endlich enthielt eine alte Tapete im Tower zu London gleichfalls nach Warton's Poetry (II, 43) einen tragikomischen Todtenreigen.

In Frankreich war ferner, nächst dem schon erwähnten Gemälde auf dem Kirchhofe des Innocents zu Paris vom Jahre 1434, ein ähnliches zu Dijon, angeblich vom Jahre 1436, als dessen Künstler Massoncallé genannt wird, das aber leider mit der Kirche in der ersten Revolution zerstört worden ist. Von ihm hat zuerst Boudet archivalische Nachrichten mitgetheilt. Ebendaselbst befindet sich aber auch auf dem Kirchhofe der Karthäuser noch eine treffliche Bildsäule des Todes. Aus einem Fries des St.-Macloviuskirchhofs zu Rouen, welcher noch verschiedene Embleme der Sterblichkeit enthält, will Peignot auf das einstmalige Vorhandensein eines Todtenreigen schließen, was, da der Platz öftere Verwüstungen erlitten hat, Wahrscheinlichkeit für sich hat.

In Holland ist namentlich der Todtentanz in dem

sogenannten „Oraniensaale“ auf dem Landsitze zu Oranien bei Haag berühmt.

Endlich beschreibt Blainville eine sehr wunderliche Darstellung des Todes in der Kirche St. Peter-Martyr zu Neapel, welche in Marmor auf eine höchst groteske Weise den Tod, „la morte“, als Falkner zeigte, der auf die zu seinen Füßen versammelten Menschen zu beizen scheint. Dem Bilde des Todes gegenüber steht ein Kaufmann mit einer Börse, die er auf einen Tisch legt, um damit den Tod bestechen zu wollen, was ihm jedoch nicht gelingt. Die dabeigesetzten italienischen Verse erläutern das Bildwerk sehr sinnig.

Es lag in der That sehr nahe, den Tod als luftiges Gerippe mit den von ihm Heimgesuchten in einen Reigen zu fassen, und doch scheint diese Idee erst im 15. Jahrhunderte seine vollste Ausbildung erhalten zu haben, in welchem Zeitalter überhaupt das Kirchenthum mit seinen sonderbaren Auswüchsen zu dem Extremen überging. Eigentlich ist aber die Uridee schon eine bei Weitem ältere, da selbst in der „Nibelungen Noth“ der Tod in der Person des Volker von Alzei als Fiedler erscheint. Nicht weniger mag Goethe's Ballade „Der Thürmer“ einer mittelalterlichen Sage entsprossen sein. — Außerdem ist noch die prager jüdische Volkssage vom Rabbi Löw zu erwähnen, der seinen Diener um Mitternacht auf den Todtenacker entsendete, um einen Todten, sobald sie ihren Reigen beginnen und zuvor Hemd und Käppchen ablegen würden, zu bestehlen und ihm ein solches Gewand zu bringen. Dies aber soll er in der Absicht gethan haben, daß der seines Hemdes beraubte Todte, der nicht unbekleidet wieder in das Grab steigen würde, gezwungen wäre,

zu ihm zu kommen, damit er ihn nach dem Grunde der damals grassirenden Seuche fragen könne, und daß er ihm nur unter der Bedingung sein entwendetes Kleid zurückerstatte, wenn dieser ihm gehörigen Bescheid gegeben haben würde.

Was überdies die vom Tode geführte Sense betrifft, so stammt dieses Attribut daher, daß man ihn auch in der Volkssymbolik zum Aernte=Schnitter machte. Ebenso dachte man sich den Tod als einen Forstmann, weshalb man ihn, sowie selbst an einigen Orten den Todtengräber, den „Holzmaier" oder Freund Hain nannte. Gryphius nennt ihn in seinen „Kirchhofsgedanken" (36) Streckfuß, weil er die Glieder der Todten streckt, was uns an den hellenischen Prokrustes erinnert. Auch wird er „Herr Langbein", sowie „Meister Klapperbein" als Skelet genannt.

Der „Gevatter Tod" erinnert aber an den deutschen Gebrauch, daß die Leichenabwäscherin, meist Heimbürgin" genannt, bei den Kindtaufen die Bedienung mit zu haben pflegte, was nur durch ein Entgeld abgewendet werden konnte. Grimm (Myth. 813) leitet den Gevatter Tod von der Einkehr der Nornen im Hause Neugeborener und deren Pathenschaft her.

Die Lemuren sind unbedingt mit den Larven die älteste Spur vom Herrn Klapperbein. Unter Larva *) verstand man überhaupt das menschliche Skelet. Nach Herodot, sowie Platon (Conviv. Sap.) pflegte man während des Trinkens bei Gastmählern ein Skelet ins Zimmer zu bringen und zwar, um die Gäste zum frohen

*) Seneca sagt: Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium.

Genusse des Lebens zu ermuntern, und der Herr des Gastmahls sagte dann, auf das Skelet zeigend: „Ergo Vivamus, dum licet esse bene“ (Petron. Sat. 34), was auch bei den Aegyptern bereits nach Herodot (II, 78) Sitte war. Namentlich erzählt Petronius von einem Gastmahle des Trimalchions, wobei ein silbernes Skelet, dessen Glieder und Rückgrath nach allen Seiten hin bewegt werden konnte, aufgestellt war.

Die kriegerischen Ballets des Alterthums, besonders die Karpäa, wobei die scheinbar Besiegten ceremoniell bestattet wurden, sowie der Lemurentanz gaben dazu Veranlassung, daß das Mittelalter, besonders das deutsche, bei Festlichkeiten dergleichen Schaustellungen nach ihrer Weise benutzte.

So gedenkt Friedrich Kind eines Todtenballets, welche Gewohnheit im Alpendorfe Cervieres war, wobei der Haupttänzer als Knochenmann maskirt erschien und die Besiegten unter Trauermusik scheinbar bestattet wurden. Er nennt diesen Gebrauch Babucher und Ramberg lieferte im Almanach Becker's auf das Jahr 1809 einen Stich davon.

Die Aufstellung von Gerippen in den Katakomben und die Ausstellung von Reliquien der Heiligen nahm übrigens dem Skelet, als dem Repräsentanten des Todes, immer mehr das Schreckhafte, und gab zu gleicher Zeit dem Auftreten der Todesmaske in den geistlichen und weltlichen Schauspielen eine gewisse Weihe, die aber freilich endlich zur Hanswurstiade ausartete. Namentlich sind die vom Könige Renatus eingeführten Aufzüge in dieser Beziehung zu erwähnen. Noch im 16. Jahrhunderte und später waren in Italien und Deutschland dergleichen Auf-

züge nicht ungewöhnlich; besonders ist der im Jahre 1559 zu Florenz nach der Erfindung des Piero di Cosimo bekannt geworden, welcher einen höchst prächtigen, mit den erschütternsten Ueberraschungen versehenen Triumph des Todes*) vorführte. Man sang dabei feierliche, zur Reue und Buße ermahnende Lieder, und um die Sache recht anschaulich zu machen, stellte man sogar eine Auferstehung der Todten aus den Gräbern dar. — Ein anderes Schauspiel religiöser Art ward 1516 in Freiberg vor Herzog Heinrich aufgeführt, welches drei Tage währte. Nachdem man mit der Erschaffung der Welt und dem Sündenfalle am ersten Tage begonnen, und am zweiten Tage die Geschichte des Heilands dargestellt, ward am dritten Tage das Jüngste Gericht aufgeführt, wobei alle in den bekannten Todtentänzen vorkommenden Personen figurirten, auch nächst dem Tode 12 Teufel ihre Teufeleien vollführten. Die Chronisten berichten, daß bei einer spätern Wiederholung dieses Schauspiels zu den 12 Moriones (Narren als Teufel) sich ein wirklicher Teufel gesellt habe, der einen seiner Nachahmer geholt haben soll. Namentlich soll aber das Aergerniß, was eine Jungfrau unschuldiger Weise in Folge des Einsturzes eines Schaugerüstes dabei gegeben hatte, die Veranlassung zur Einstellung dieser Schauspiele gegeben haben.

Die letzten in Sachsen abgehaltenen derartigen Aufzüge waren am 17. Febr. 1695 und 1709 in Dresden,

*) Bekanntlich erschien 1508 nach der Zeichnung Titian's der „Triumph des Glaubens" in Holzschnitt, und fand so außerordentlichen Beifall, daß bald darauf auch unter Titian's Namen noch vier andere „Triumphe", namentlich aber auch der bekannte „Triumph des Todes" erschien.

bei welchen auf einem von Todtengerippen gezogenen und von Todtengräbern begleiteten schwarzen Wagen zwei Hofdamen als Morta und Libitina in hochfrisirten und gepuderten Haaren erscheinen.*)

Die Idee des Todtentanzes ist auch in anderer Weise mehrfach ausgebeutet und in Holzschnitt und Kupferstich ausgeführt worden. Nächst dem bekannten Todtentanze von Hans Holbein und dessen Initialbuchstaben, die neuerdings Adolf Ellissen im Vereine mit Heinrich Löbel herausgab**), und dem von Adam Walasser***) herausgegebenen Schriftchen: „Die Kunst gar wohl zu leben"; — „von der Armseligkeit des menschlichen Lebens", das auch 8 Holzschnitte Todtentanz enthält, sind selbst in neuester Zeit von C. Scheuren†) und von Adolf Rothe††) mit Text von Robert Reinick sogenannte

*) Vergl. Bodenehr, Heidnischer Götter-Aufzug in Dresden 1695, 20 Folioblätter in Kupferstich. — Das Kupferstichkabinet zu Dresden bewahrt eine Sammlung solcher Aufzüge.

**) Hans Holbeins Initialbuchstaben mit dem Todtentanze nach Hans Lützelburger's Original-Holzschnitten im dresdener Kabinet. Zum ersten Male treu copirt von Heinr. Löbel. Mit erläuternden Denkversen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Todtentänze von Adolf Ellissen. Göttingen, Dieterich, 1849, gr. 16. („Der Reinertrag ist für die deutsche Kriegsflotte bestimmt.").

***) Ist im „Schaltjahr" von Scheible, Bd. II, S. 443—451, neu abgedruckt worden.

†) Der Todtentanz von C. Scheuren ist eigentlich das Schlußbild des Diploms des Vereins der Aerzte im Regierungsbezirke Düsseldorf. Wolfgang Müller von Königswinter gab dazu eine Erklärung (Vergl. Illustrirte Zeitung 1855, Nr. 651, S. 421, XXV. Bandes).

††) Erschien 1848 (Leipzig, bei G. Wigand). Es ist eigentlich

der Neuzeit und deren Verhältnissen angepaßte Todtentänze erschienen. *)

Die Hauptidee aller bekannten Todtentänze **) ist unbestritten, nicht sowol der Menschheit ein schreckendes „Memento mori“ zu geben, als vielmehr die Schrecknisse des Todes, besonders für Zeiten der Pest und des Kriegs, auf eine möglichst launige Weise mit untergemischter Satyre zu heben, zugleich aber auch die dem gemeinen Manne gewiß tröstliche Erfahrung darzulegen, daß der Tod, als eine unumgängliche palingenetische Bedingung, Alle gleich macht, und daß Fürsten, Herren, Unterthanen, Arme und Reiche das „Omnes eodem cogemur“ zu bewahrheiten haben, ja, daß die Krone neben dem Bettelstabe, die päpstliche Tiara neben der Kapuze im Tode ruhen und in Nichts zusammenfallen. Daher heißt es auch im ältesten baseler Todtentanze***):

Hie richt Gott nach dem Rechten,
Die Herren liegen bei den Knechten;
Nun merket hiebi,
Welcher Herr oder Knecht gewesen si.

---

eine bittere Satyre auf die Bewegungen jener Zeit, die in dem Tode auf der Barrikade ihre Endschaft fand. Die Verse von dem trefflichen, zu früh vom Tode dahingerafften Reinick haben Pointe.

*) Die spaßhafteste Anwendung fand die Idee durch Dr. G. F. Moß' „Moderner Todtentanz, oder die Schnürbrüste und Corsets“, ein Mittel zu Begründung einer dauerhaften Gesundheit (Hannover, bei Helwing, 1824).

**) Ueber die 26 im dresdener Kupferstichkabinet aufbewahrten Blätter mit dem Todtentanze ähnlichen Darstellungen hat Friedrich Kind in der Abendzeitung, 1823, Nr. 251, Bericht erstattet.

***) Hieß als Wahrzeichen der Stadt Basel: „Der liebe Tod in Basel“.

16. Die aus ihrem Grabe wieder auferstandene Goldschmiedsfrau.

Ueber dieses Wahrzeichen der Stadt Dresden scheinen seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts weder das Volk, noch die Chronisten recht klar gewesen zu sein. Nach Joh. Lassenius (in den Adeligen Tischreden, S. 83) findet man zuerst erwähnt, daß auf dem Kirchhofe zu St. Maria in Dresden ein Stein gewiesen werde, darunter, wie man berichtet, eine Frau begraben, welche von ihrem vermeinten Tode wieder erwacht sei und, nachdem sie schon etliche Stunden im Grabe gelegen, nachgehends noch sieben Kinder gezeugt habe. Die Ursache ihrer Auferstehung sei der nach ihren Fingerringen lüsterne Todtengräber (nach Andern zwei) gewesen. Dieser habe sich am Tage ihres Begräbnisses mit eingetretener Nacht zu ihrem Grabe begeben, dasselbe wieder aufgegraben, den Sarg geöffnet, und als er eben damit beschäftigt gewesen sei, der Verstorbenen die Ringe von den Fingern zu ziehen, was vielleicht nicht eben sehr behutsam geschehen sein mag, sollte sie plötzlich zu seinem größten Schrecken erwacht sein und sich im Sarge aufgerichtet haben. Da nun natürlich ohne Weiteres der erschrockene Todtengräber das Hasenpanier mit Hinterlassung seiner Laterne ergriffen, so sei die vom Starrkrampfe Erweckte aus dem Grabe gestiegen, habe sich mit Hülfe der Laterne auf den Heimweg gemacht und bei der Heimkehr noch die Leidtragenden im Trauerhause versammelt gefunden, die allerdings nicht wenig über ihr Erscheinen erstaunt gewesen sein mögen.

Der schon früher erwähnte Kirchner der dresdener Frauen-

kirche, Michaelis (dreßdnische Inscriptiones u. s. w.), welcher zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, berichtet mit Bezug auf diese Sage, daß an der äußern Wand der alten Frauenkirche neben der Sakristei allerdings ein Stein noch um 1714 eingemauert gewesen sei, auf welchem in Lebensgröße eine Frau nebst vier vor ihr knienden Kindern und zwei Wappen in den oberen Zwickeln der Nische der Steinplatte relief gehauen dargestellt war und der ringsum vertieft die unvollständige Inschrift in Versalbuchstaben hatte:

ANNO ..... II FREITAG . NACH . OCVLI . IST VERSCHIEDEN . DIE . TVGENDSAME . FRAV PERPEDVA . GEISSIN ....

sowie zu beiden Seiten der Ellenbogen der Frauenfigur selbst:

IEORGE . GOLDSCHMITS . HAVSFRAW.

Doch auch Michaelis als wohlbestallter Kirchner zu „Unserer Lieben Frauen" kannte bereits nichts Näheres über die Entstehung und Thatsachen dieser an diesem Steine haftenden Sage. — Die in der Inschrift leider bis auf zwei Ziffern verschwundene Jahrzahl muß uns allerdings in unserer Nachforschung sehr stören, wiewol das Kostüm der Frau das aus der Zeit vor 1530 ist. Da aber auch Keiner der dresdener Chronisten und selbst der in dergleichen Tagesereignissen sonst so gründliche Weck uns auf eine Spur bringt, so dürfte es kaum zu ermitteln sein, ob der vom Volke als Wahrzeichen betrachtete Stein die in der Auferstehungssage gefeierte Frau darstellte, zumal Varianten der Sage sogar noch einen andern Namen der Auferstandenen nennen.

Im Jahre 1716, als die alte, baufällige Frauenkirche abgetragen wurde, ist auch dieser Stein spurlos verschwunden, und seit dieser Zeit hatte sich die Sage von dem, dem



Die aus ihrem Grabe wieder auferstandene Goldschmiedsfrau.

Volke aus dem Gesichte gekommenen Steine bei der fort und fort thätigen Volksphantasie völlig auf ein anderes,

an einem der Kirche benachbarten Hause befindliches Bildwerk aus dem 17. Jahrhundert übertragen.

An dem zweiten Hause von der Ecke der jetzigen Terrassenstraße, sonst großen Fischergasse, in dem zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Krause'sche Hofbuchdruckerei war und das 1780 das Gärtner'sche Haus genannt wurde, jetzt aber zum Eckhause Nr. 6 gezogen ist, weshalb beide Häuser mit Nr. 6 und 7 an der Frauenkirche bezeichnet sind, befand sich über dem Eingange der Hausthür ein von Balthasar Permoser um 1680 trefflich gearbeitetes Steinrelief, eine Gruppe von die Minerva umgebenden Kindern in mancherlei, zum Theil possirlichen Stellungen. Rechts umgaben die Göttin der Künste und Wissenschaften gutartige Kinder mit mancherlei Lehrgegenständen beschäftigt, während die links sie umgebenden muthwillige Streiche, auf dem Kopfe zu stehen u. s. w., übten. Im Bombardement von 1760 hatte eine von der festen Kuppel der Kirche abspringende Kugel der Minerva den Kopf abgeschlagen und sonst auch das schöne Relief beschädigt, weshalb auch ein späterer Besitzer des Hauses dasselbe herabnehmen und beseitigen ließ. — Da nun das Volk auf dieses Relief schon, wie es scheint, vor 1716 die Sage von der „Goldschmiedsfrau" übertragen hatte, so erklärte nun die Leichtgläubigkeit dasselbe frischweg als das „Denkmal der Wiedererstandenen", was Spillner sogar, im „Ursprunge von Alt- und Neudresden", als gedruckte Lüge noch bewahrheitete. Ja, es scheint sogar aus Spillner, der bereits 1708 die Ausgabe seines übrigens werthlosen Buchs besorgte, hervorzugehen, daß man, sonderbar genug, schon vor dem Verschwinden des Leichen-

steins die Sage auf das Permoser'sche Relief übertragen hatte. Die nun neu aufgelegte und sogar vermehrte Sage machte auch die Kindergruppe rechts zu den Kindern, welche vor dem ersten Tode von der Goldschmiedsfrau geboren wurden, während die links die nach ihrer Auferstehung geborenen sein sollten.

M. Hilscher, der den Stein noch unverletzt sah, nennt die Frau „eine geborene Geissin", was auch mit der Inschrift übereinstimmen würde und worauf selbst das links im obern Zwickel desselben angebrachte Wappen, zwei lustig kämpfende Geisböcke, hinweist. Ebenso sagt der Stein, daß sie mit „Georg Goldschmit" verehelicht war, was es nun allerdings um so wahrscheinlicher macht, daß dieser Stein der rechte gewesen, weil das Volk stets die Auferstandene die „Goldschmiedsfrau", doch wol eigentlich „Goldschmit's Hausfrau", nannte. Andere nennen die Auferstandene dagegen die „Harnischin" und sagen, daß sie die Frau eines Buchdruckers Matthäus Harnisch gewesen sei.

Solange wir also keine alte Actennotiz oder Kirchenbuchsnachricht auffinden, in dem sich irgend eine Andeutung auf dieses Factum findet, wird die Sage keine Bestätigung finden können.

Dergleichen Auferstehungen vom Tode waren übrigens im 16. und 17. Jahrhundert, wo man die Leichen gewöhnlich so schnell als möglich aus dem Hause schaffte und es wol Beinhäuser, aber noch keine Leichenhäuser gab, nichts Ungewöhnliches, und selbst in Dresdens Annalen wird von einer 1680 scheinbar an der Pest gestorbenen Frau des Büchsenmeisters Heinrich Krembaum's, Elisabeth, berichtet, daß sie bereits unter 25

Leichen desselben Hauses geworfen worden war, daselbst einen Tag scheinbar todt gelegen, aber wieder erwacht sei und noch 39 Jahre gesund verlebt habe.

Auch in Köln am Rheine sieht man am Eingange zur Zwölfbotenkirche (Apostelkirche) ebenfalls ein Epitaphium von der Frau eines Bürgermeisters, von welcher die Sage geht, daß sie 1571 gestorben, aber ebenfalls wieder, bereits beigesetzt, zum Leben gekommen und noch sehr alt geworden sei. Nach einer andern Sage, die auch Grimm in den Deutschen Sagen unter Nr. 340 mit einigen Nebenumständen erzählt, war diese Wiederauferstandene die Frau des Bürgermeisters „Reichmuth von Adocht", nach Andern, besonders M. Dav. Schneider's Exempelbuche (S. 2115) jedoch, „Adolch", welche ebenfalls durch die Begierde des Todtengräbers nach ihren kostbaren Ringen aus ihrem vorzeitigen Grabe befreit und ihrer Familie zurückgegeben wurde, was aber bereits im Jahre 1357 geschehen sein soll.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich endlich im Jahre 1545 in Laibach mit einer Frau „Margaretha Sieder", welche gleichfalls nach ihrer durch den nach ihren Ringen lüsternen Todtengräber noch zeitig genug erfolgten Belebung viele Jahre gelebt und auch noch drei Kinder geboren hat.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß der Vorfall mit der sogenannten „Goldschmiedsfrau" nichts Unglaubliches sei, obschon die dresdener Annalen denselben unberührt gelassen und ihn der Volkssage überlassen haben.

Daß übrigens noch heut zu Tage Todtengräber der Verlockung, die Todten zu berauben, nicht widerstehen, davon gab ein Vorfall in ganz neuester Zeit in Dresden den Beleg.

17. Die alte Kreuzpforte oder das nachmalige Salomonisthor.

Nächst dem etwas später erbauten „Moritzmonumente“ und dem „schönen Thore“ vor der Brücke, auf die wir nächstdem kommen werden, war der Fronton des sogenannten Salomonisthores eine der beachtenswerthesten Bildhauerarbeiten des sich seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Sachsen immer mehr geltend machenden Renaissancebaustyls und ihrer sich theilweise noch zur geschiedenen Gothik hinneigenden Sculptur. Ja, es ist wirklich zu beklagen, daß man dieses wahrhaft interessante Bildwerk so ganz ohne Noth schon im Jahre 1790, als man das Baugefängniß erweiterte, beseitigte, da es unbedingt ebenso gut wie das Moritzmonument, unbeschadet des vorgenommenen Baues, hätte erhalten bleiben können. *)

Am östlichen Ausgange der Kreuzgasse, gerade auf der Stelle, wo der Ceremonienmeister Friedr. Heinr. Wilh. Preuß (Geh. Rath) im Jahre 1825 auf die 1821 demolirten Festungswerke, von denen noch jetzt daselbst Spuren zu sehen sind, das große vorliegende Haus erbaut hat, in welchem jetzt die österreichische Gesandtschaft wohnt,

---

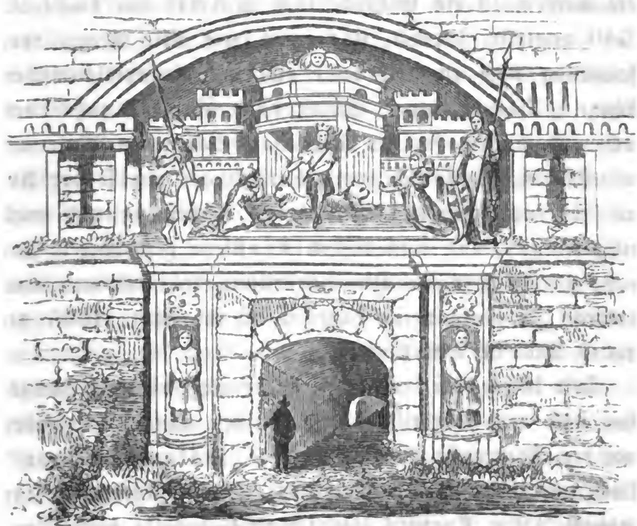
*) Ueberhaupt hat Dresden so manchen Vandalismus seiner bauverwaltenden Machthaber und deren dienstbaren Geister zu beklagen, weshalb wir namentlich wegen der mit den kunstvollsten und der Pietät würdigen Monumenten vor 1834 noch geschmückten Sophienkirche, sowie auch wegen der Versteigerung der vielen im großen Garten während des siebenjährigen Krieges zerschlagenen, aber noch restaurationsfähigen Marmorstatuen, die jetzt sogar manchen englischen Park zieren, ein schaueriges Trauerlied anzustimmen berechtigt wären.

mündete schon in Dresdens frühester Zeit eine Pforte durch die ältesten Festungswerke aus, welche auf den alten Plänen vor 1540 das „Pförtel" genannt wird, im Munde des Volks aber „des heiligen Kreuzes Pförtlein" und in einer Urkunde des Markgrafen Wilhelm, vom Jahre 1395, sogar „des Heiligen Creutzs thor" hieß. Dieser Name soll übrigens daher entstanden sein, daß man im 13. Jahrhunderte (vor 1270) ein bei einer Hochfluth auf der Elbe „angeschwommenes Kruzifix" in Prozession durch diese Pforte nach der alten Kreuzkapelle trug, das später zur Verehrung des uns schon bekannten, sogenannten „schwarzen Herrgotts zu Dresden", die erste Veranlassung gab.

Als Kurfürst Moritz in den Jahren 1547 bis 1553 große Veränderungen und Erweiterungen an den Festungswerken vornahm, ward die Kreuzpforte gleichfalls umgebaut. Der damalige Ober-Land- und Festungsbaumeister Dehne, genannt Rothfelser, schuf 1550 (wie die äußere Inschrift kundgab) den Theil der Werke, wo die alte Kreuzpforte war, zu einer Bastion, die Salomonis- oder später Jupiterbastei genannt, um, welche auch noch, durch Vorlage eines „halben Mondes", Außenwerke erhielt. Unter dem Thore floß auf einem Aquädukt die Kaitzbach in die Stadt.

Das in Abbildung beigegebene Portal dieses erneuerten, anfänglich nur „das neue Thor" genannten Festungseinganges entstand im Jahre 1556, und zwar theils aus den alten Thorgewänden der frühern Kreuzpforte und zum Theil aus einem neuen Fronton, der in seiner Bogennische das Urtheil Salomo's, nach dem 1. Buch der Könige, Kap. 3, Vers 16 bis 28, darstellte. An

diesem Fronton war aber auch nur die in Bildhauerarbeit, höchst wahrscheinlich von dem schon unter Todtentanz erwähnten Steinmetzen und Bildhauer Schickeltanz, sauber ausgeführte Gruppe nebst tempelartigem Hintergrunde und Prosceniumsfiguren, einem Mars und einer Bellona, welche als Schildhalter das sächsische Kur- und Herzogswappen führten, neu, während die das Proscenium abschließenden, einen romanischen Bogenfries tragenden Säulen



Die alte Kreuzpforte oder das nachmalige Salomonisthor.

bereits der alten Thorkrönung angehört hatten, wie jeder Architekt auf den ersten Anblick ersehen muß. Die den Fronton tragenden Thorgewände sind, wie uns die daran noch sichtbaren vorgothischen Skulpturen darthun können, sehr alt, während das Gurtgesims erst 1551 entstanden sein dürfte.

Die Darstellung von Salomo's Urtheil war besonders im Laufe des 16. Jahrhunderts eine sehr beliebte, und man wählte sie vorzüglich zu Bildern für Rathhaussäle, wie namentlich Leipzig und Torgau solche noch aufzuweisen haben. Das Bild von Salomo's Urtheil auf dem Rathhaussaale zu Leipzig, wo es schon seit mehr denn zwei Jahrhunderten gleichsam als Wahrzeichen (vergl. S. 52) von den Reisenden betrachtet und stets bewundert worden, ist ein wahrscheinlich zu Arras um 1530 bis 1540 gewirkter Teppich, und zwar, wie viele Arazzi, der Zeichnung nach zu urtheilen, aus der altniederländischen Schule. Das dresdener Schloß hatte übrigens außer den noch vorhandenen, jetzt im Kuppelsaale des neuen Museums aufgestellten, namentlich den „Türkenzug" von solcher Arbeit, der auf Kurfürst Moritzens Bestellung und nach selbstbesorgter, von italienischen Künstlern gezeichneter Patrone gewebt war. — Die Darstellung des Salomonischen Urtheils zu Torgau ist dagegen ein im Jahre 1605 gemaltes Bild in Bogenform.*)

Seit 1551 hieß, wie schon angedeutet, dieses Festungsthor nach dem Portalbilde, welches den Eingang desselben von der Kreuzgasse aus zierte, das „Salomonisthor". Doch nur bis 1592 blieb dieses Thor im Gebrauche, in welchem Jahre Kurfürst Christian I. dasselbe beim Baue des nachmaligen Pirnaischen Thores, welches er mit seiner Reiterstatue schmückte, von außen vermauern ließ.

Trotzdem blieb das Salomonisthor, namentlich von

*) Eine Abbildung davon befindet sich in den vom Archidiakonus J. Chr. A. Bürger, 1855, in der dort. Wienbrack'schen Buchh. neu herausgeg. „Denkwürdigkeiten der altsächsischen kurfürstlichen Residenz Torgau von Friedr. Jos. Grulich", S. 118.

den Dresden besuchenden Handwerksburschen fortwährend als ein städtisches Wahrzeichen besucht, obschon seine nächste Umgebung etwas Schauriges hatte, da die daran stoßenden Casematten, die auch durch dasselbe ihren Hauptzugang hatten, den gravirtesten Festungsbaugefangenen, besonders dem berüchtigten Räuber Carasek, zu Anfange dieses Jahrhunderts, zum Aufenthalte dienten.

Auch hatte man in Dresden bis zu Anfange dieses Jahrhunderts noch als Sprüchwort in zweifelhaften Fällen: „Gehe hin zum Salomo, der wird's wol wissen“, oder: „Frage den Salomo; wenn er's weiß, so nickt er.“ — Bemerkenswerth ist überdies, daß gerade über der alten Thorwölbung, die noch als Berg im jetzigen Preuß'schen Garten erscheint, und durch welche bis zum Juni 1824 die Ketten der Baugefangenen rasselten, jener vom derzeitigen österreichischen Gesandten, dem Fürsten von Metternich, 1856 beim Vermählungsfeste der Herzogin Margarethe mit dem Erzherzog Karl Ludwig erbaute prunkvolle Ballsalon sich erhob. Auch hatte dieser Theil des Thores beim preußischen Bombardement im Jahre 1760 am Meisten zu leiden, während 80 Jahre später der preußische Gesandte, Joh. Ludw. von Jordan, ganz gemüthlich in dem 1825 darauf erbauten Hause residirte.

Einige Ueberreste des alten Thores sind noch im tiefern Hofraume des erwähnten Hauses zu sehen.

18. Das sogenannte „schöne Thor“ vor der Elbbrücke.

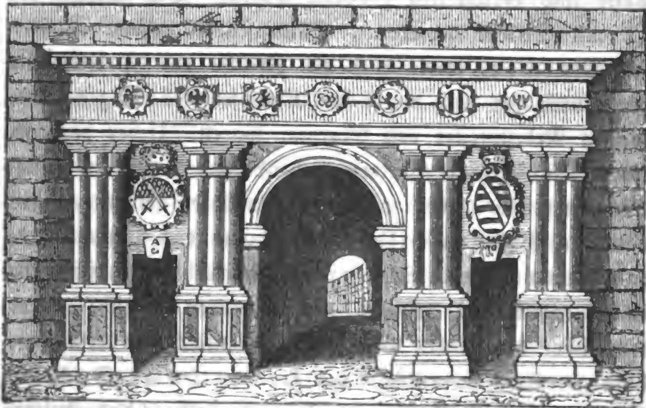
Dieses für die Zeit des 16. Jahrhunderts, wo die Baukunst sich der wieder aufgenommenen Antike mit Vermischung zeitbeliebter Schnörkelei hinneigte, wahrhaft schöne Brückenthor gehörte zu den sogenannten sieben alten

Wunderwerken *) Dresdens. Es schloß, etwa in gerader Richtung von der jetzigen rechten Wange der Terrassentreppe aus, die Brücke auf altstädter Seite, jedoch in etwas schräger Richtung, ab. Es war eigentlich das Durchgangsthor des 1547 bis 1548 vom bekannten Festungsbaumeister Hannß Dehne-Rothfelser auf Befehl des Kurfürsten Moritz an dieser Seite der Stadt, als Anfang zu den neuen Festungswerken, zuerst aufgeführten Walles.

Durch diesen Bau ward die Brücke abermals um drei Bogen und vier Pfeiler verkürzt, nachdem sie bereits drei Bogen und drei Pfeiler im Jahre 1534 beim Bau des unter „Todtentanz" erwähnten „Neuen Thorhauses", nachmaligen „Georgenthores", verloren hatte, so daß sie seit dieser Zeit nur noch 18 statt der ursprünglichen 24 Bogen zählte. — In den Brückenrechnungen von 1547 bis 1548 wird dieses neue Thor „das Querthor an dem Wall neben dem Schützenmeister" deshalb genannt, weil innerhalb des Walles, welcher der daran erbauten Münze wegen später gewöhnlich der „Münzberg" oder die „Münzbastei" genannt ward, das ursprünglich auf einem Pfeiler der Brücke selbst aufgeführte Haus des Schützenmeisters dicht an dem Thore stand. — Die Thorwölbung, durch welche man in etwas schräger Richtung auf die Brücke gelangte, ward auf Kosten des Brückenamts erbaut; doch die spätere Ausschmückung der äußern Façade des Thores nach der Stadt zu wurde von dem öfter genannten Dehne-Rothfelser ausgeführt

*) Seit 1730 waren die neuen sieben Wunderwerke: 1) das Zeughaus; 2) die Kunstkammer; 3) das Stallgebäude; 4) die Elbbrücke; 5) das japanische Palais; 6) der Zwinger; und 7) das Jägerhaus in Neustadt.

und der geschmackvolle Verkleidungsbau aus den kurfürstlichen Baufonds bestritten.



Das sogenannte „schöne Thor" vor der Elbbrücke.

Das Thor selbst, dessen Abbildung nach einer alten Zeichnung ausgeführt ist und das erst 1555 unter Kurfürst August vollendet ward, hatte eine hochgewölbte Durchfahrt und zu beiden Seiten derselben zwei kleinere Durchgänge für die Fußgänger. Auch war es damals schon, wie noch jetzt auf der Brücke, Gebrauch, daß die nach Alt-Dresden (jetzt Neustadt) Gehenden durch die linke Pforte über die Brücke gehen mußten, während die Herüberkommenden durch die rechte Pforte von Alt-Dresden und der Brücke hereingingen.

Das Hauptgesims oder der Kranz des Portals, auf dessen Fries oberhalb des Architravs mit Ueberschlag sieben Wappenschilder mit Volutenzieren im damaligen Renaissancestyl auf einer den Fries in zwei Theile theilenden Platte angebracht waren, hatte Zahnschnitte und der Un-

terbalken ruhte auf 12, je drei im Triangel stehenden Säulen toskanischer Ordnung mit Stühlen, die durch Tafel und Grundstein erhoben waren. Die Würfel der 12 mit Deckeln versehenen Säulenstühle deckten Platten von Marmor, sowie auch die Zwickel des Zirkelbogens der Durchfahrt und die, beide Kämpfer des Bogens tragenden Nebenpfeiler von Marmor waren. Ueber dem geraden Thürsturze der beiden Nebenportale waren in voller Wandungshöhe zwei mit dem Kurhute gekrönte, reich volutirte Wappenschilder. Während das Portal rechts das Kurwappen Sachsens, die rothen Kurschwerter im quergetheilten schwarz und silbernen Schilde zeigte, war über dem linken Portale das ebenfalls mit dem Kurhute gedeckte Wappenschild des Herzogthums Sachsen, fünf schwarze Balken auf goldenem Felde (das ballenstädter Schild mit der darüber gehangenen Herzogskrone, fälschlich der Rautenkranz genannt) angebracht. Von den sieben Schildern im gekrönelten Friese zeigte das erste rechts das Schildbild des Burggrafthums Magdeburg, in dem in zwei Felder der Länge nach getheilten Schilde einen halben gekrönten goldenen Adler im rothen und vier rothe Querbalken im silbernen Felde, das zweite das Bild der Pfalz Sachsen, den rechts gekehrten goldenen Adler im blauen Felde, das dritte das Wappenbild der Mark Meißen, den schwarzen zum Raube geschickten Löwen im goldenen Felde, das vierte das Bild der Burggrafschaft Altenburg, eine aufgethane rothe, in Gold besamte und grün unterlegte fünfblättrige Rose im silbernen Felde, das fünfte das Bild der Landgrafschaft Thüringen, einen raubgeschickten, quer roth und silbern gestreiften Löwen im blauen Felde, das sechste das Schild

der alten Mark Landsberg, zwei blaue Pfähle im goldenen Felde, und das siebente endlich das Wappenschild der Grafschaft Brena, drei rothe Schröterhörner im silbernen Feldgrunde.

Daß sich die Marmorfüllungen der Zwickel und Nebenpfeiler des Schwibbogenportals, sowie die marmornen Platten der Säulenwürfel auf den röthlich abgefärbten Gliedern der ganzen Architektur schon zierlich ausnehmen mußten, versteht sich von selbst. Denken wir uns aber die hautreliefgearbeiteten Wappenschilder in ihrem heraldischen Farbenschmucke, mit ihren reich vergoldeten Voluteneinfassungen als Schmuckerhöhung und ornamentale Bereicherung noch dazu, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß man dieses Thor, und zwar nicht mit Unrecht, das „schöne Thor" nannte und als eines der vorzüglichsten Wahrzeichen des damals schon sehr besuchten Dresden gleich Anfangs betrachtete.

Daher war es aber auch schon im 16. Jahrhundert in Sachsen gewöhnlich zu sagen, wenn man einen Bau oder sonst Etwas als „schön" bezeichnen wollte, „es sei so schön wie das Brückenthor zu Dresden". — Auch erzählt man sich von Einem vom Adel die Anekdote, daß, als er einen neuen Thorweg auf seinem Rittergute hatte bauen lassen und ein Anderer wegen der Ausführung desselben sich etwas zweideutig aussprach, er diesem unumwunden erklärte: „Hätte ich des Kurfürsten August Beutel, ei! so wollte ich mein Thor so herrlich gebaut haben, daß alle Handwerksburschen es zum Wahrzeichen nehmen sollten."

Im Jahre 1567 erhielt die Bastei über dem Thore noch einen Krönungsschmuck durch die Aufstellung zweier

kolossalen Statuen, Geharnischte mit Morgensternen bewaffnet, welche Kurfürst August von dem geschleiften Grimmenstein bei Gotha als Andenken an die Execution der Reichsacht gegen Johann Friedrich den Mittlern nach Dresden hatte bringen lassen.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte aber das schöne Thor leider schon so gewaltig an seiner Schöne verloren, auch war namentlich der obere Theil der Bastion so baufällig und selbst die Gewölbe durch das Eindringen der Nässe so schadhaft geworden, daß man ernstlich an eine Restauration desselben denken mußte. Bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte man zur Vorsorge ein Ziegeldach darauf gesetzt. Der Kurfürst Johann Georg III. schrieb deshalb von Teplitz aus, wohin er sich wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit begeben hatte, unterm 5. Mai 1691 an den Obristen von Borau, genannt Kessel, in Dresden, der unterm 30. April mehre Fragen zur Resolution ihm eingesendet hatte, daß er, „die reparir- und perfectionirung des Portals an dem Elbthor zu Dresden vnd waß zu dessen Zierdte vnd Conservation dienlich sein kann, ihm hiermit anheimbstelle, gnädigst begehrendt solches alles in den standt bringen zu lassen, wie es die nothdurfft vnd respect erfordert u. s. w." — Diese Restauration sowol, als auch Kessel's Vorschlag (der eigentlich ein früheres Projekt des Generalwachtmeisters von Klengel, wie er sagt, war) mittels Plateform mit Eisengeländer das Thor zu decken, scheint jedoch durch den Feldzug des immer mehr kränkelnden, aber bis zum Tode tapfern Befreier Wiens, an den Rhein gegen Frankreich, im Juni 1691, und dessen am 12. Sept. zu Tübingen plötzlich erfolgten Tod gestört,

nicht zur Ausführung gekommen zu sein; denn das Thor verfiel mit Gewalt. Johann Georg IV. war kein großer Freund von Bauten, und Friedrich August I. hatte anfänglich mehr mit Polen zu schaffen, und ward dann durch den nordischen Krieg zu sehr abgehalten, an dergleichen Bauten zu denken. Als aber im Jahre 1712 eines von den größeren Wappen sogar herabstürzte, was man übrigens in Sachsen als ein böses Omen erachtete, da gleichzeitig der Kurprinz Friedrich August zu Bologna zur katholischen Kirche heimlich übergetreten war, wurden, um Unglück zu verhüten, auch die übrigen Wappen abgenommen, und im Jahre 1730 zum völligen Abtragen des ehemals schönen Thores geschritten.

19. Das Moritzmonument, gewöhnlich „die Horche" genannt, am sogenannten Hasenberge.

Dieses durch ganz Europa bekannte Monument befindet sich an der ehemaligen, den frühern Hasenberg bei Dresden seit 1552 theilweise umschließenden Bastion, zwischen dem frühern pirnaischen und Ziegelthore. Jetzt bildet es die Ecke zwischen der am pirnaischen Platze beginnenden Moritzallee und der nach der Brühlschen Terrasse einmündenden Augustusallee, welche beide Promenaden nach der Stellung der Figuren der Kurfürsten Moritz und August am Monumente erst benannt worden sind.

Durch Zuschüttung der tiefen Wallgräben ist das Monument in gleiche Höhe mit dem Niveau der Promenade gekommen, während es vor 1821 hoch über der untern schrägen Futtermauer der Bastion sich zeigte. Von diesem künstlerisch, wie noch mehr geschichtlich interessanten

Denkmale aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist zur Zeit allerdings nur noch der dritte Theil vorhanden, während zwei Theile desselben, der das Hauptbild geschmackvoll umschließende und dekorativ trefflich angepaßte Rahmen der fast wesentlichen allegorischen und heraldischen Ausschmückung leider vom Zahne der Zeit gänzlich zernagt worden und endlich beseitigt ist.

Der Begründer dieses gleich bei seiner Entstehung als Denkmal betrachteten Bildwerks ist der Kurfürst August, der es seinem Bruder Moritz errichtete, welcher am 11. Juli 1553 bei Sievershausen, in Folge eines von einem Meuterer von hinten in die Hüfte erhaltenen Pistolenschusses, das Zeitliche mitten auf der Heldenlaufbahn segnete. *) Es sollte ursprünglich dieses wirklich schöne Monument namentlich ein Merkzeichen der Stelle sein, bis zu welcher sein verewigter Bruder die Festungswerke vollendet hatte.

Den Haupttheil des in pirnaischem Sandstein ausgeführten Monumentes bildet ein auf geschneckten Kragsteinen ruhender Erker, dessen von toskanischen, auf Füßen und

*) Daß der Kurfürst Moritz durch Meuchlerhand gefallen sei, beurkundete auch die Inschrift unter einem Gemälde, den Kurfürsten in Lebensgröße und zwar in völlig spanischer Tracht darstellend, das am ersten Pfeiler linker Hand der Mitternachtsseite nach dem hohen Chore der Thomaskirche zu Leipzig bis zum Jahre 1806 hing, aber dann verschwunden ist. Die Inschrift lautete: „Effigies illustrissimi Principis Ducis Saxoniae Mauritii Electoris qui agens An. XXXIII bello necessario fugis fugatisque hostibus ipse fortiss. pro patria dimicans accepti fraudulenti ictus vulnere die post III. castr. constantiss. et religiosiss. sanctam animam S. Christo tradidit XI. Jul. An. Christi Jesu M. D. LIII.“



sden.

deckellosen Würfeln ruhenden Säulen getragenes Gebälk an den Borten zwischen den Triglyphen mit Trophäen, sowie verschiedenen Armaturen, Vasen, Thierschädeln u. s. w. geziert ist. — Zwischen den Voluten der Erkerbasis ist in der Façade eine volutirt gerahmte Inschriftstafel, welche die durch Kurfürst Christian I. veranlaßte Restauration im Jahre 1591 anzeigt, während die von Genien gehaltenen Seitenschilder jetzt die Jahrzahl MDLIII tragen. In der Vorderhalle ist mittels rundgearbeiteter, überlebensgroßer Figuren der beiden Kurfürsten die durch Moritz an August bewirkte Uebergabe der Kur dargestellt. Der schlankere Moritz, in einfacher Schlachtrüstung, übergibt dem Bruder August, von gedrungener Gestalt, das mächtige Kurschwert (von Stahl). Des Letztern Rüstung ist übrigens mehr eine Galarüstung, indem namentlich die Brust- und Rückenstücke, sowie die Halsberge, Achselstücken, wie auch die Ellenbogen- und Knieschienen von gravirter Arbeit sind. Zu Beider Füßen liegen die früher mit in Stukko gefertigten Federn gezierten Helme, und während der des Moritz ein simpler Sturmhut mit Gitterung ist, ist der Helm des die Wucht seiner Rüstung verrathenden August's mit zierlichem Visier und die Kopfwölbung ebenfalls mit Gravüren versehen. Hinter der rechts schwerfällig nach Maßgabe der Rüstung vorschreitenden Figur des Moritz blickt bedenklich Freund Klapperbein, sowie auf vielen Todtentänzen der Tod sehr gewöhnlich sich an sein ausersehenes Opfer herandrängt, hervor, indem er dem Kurfürsten mit der knochigen Linken das abgelaufene Stundenglas zeigt. In der Höhe der früher mit rother Tapezerei in Fresko gezierten Wandung der Vorderhalle ist endlich im Hautrelief die Dreieinigkeit durch

Christus mit dem Kreuze und Gott Vater mit dem Reichsapfel, von Wolken getragen, und die frei herabschwebende Taube dargestellt. Die rechte Seitenhalle umfaßt das gleichfalls überlebensgroße Bild der Kurfürstin Agnes, im Witwenkleide, mit der lang herabwallenden und das Gesicht bis zur Nase verhüllenden Trauerbinde, und über ihr schwebt am Gebälke das Wappenschild der Landgrafen zu Hessen, ihr Stammwappen, da sie eine Tochter Philipp's des Großmüthigen war, während die linke Seitenhalle die gleichgroße Figur der belobten Kurfürstin Anna, im langgefaltetsten Schleppkleide mit unterbundenen Puffenärmeln, sowie mit einer „geschmeltzen Haube" und darauf gesetztem Barette auf dem Haupte umschließt. Das über ihr schwebende dänische Stammwappenschild (als Tochter Christian's III. von Dänemark) bildet die Krönung der schmalen Seitenhalle.

Die Aufstellung der beiden Kurfürstinnen in den äußerst schmalen Seitenhallen ist allerdings eine dem Künstler verunglückte Idee, und das Volk hat daher dieselbe auch so komisch als möglich aufgefaßt. Zur vollkommnern Ausbildung eines vom allbereiten Volkswitze geschaffenen Phantasiegebildes wirkte aber ganz besonders die Trauergestalt der Kurfürstin Agnes und der neben dem Kurfürsten Moritz lauernde Herr Langbein mit dem Stundenglase. Im Volksmunde vertraute man sich gewöhnlich einander, daß Moritz dem August ein Geheimniß unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit anvertraue, und daß deshalb Ersterer auch Letzterm auf das Schwert habe schwören lassen, und der Langbein erscheine nur deswegen, um dem August anzudeuten, wie ein nicht gehaltener Eid den Tod nach sich ziehe; denn das Stun-

denglas sah man gewöhnlich für einen Becher an, sowie ihn der Vortänzer am Todtentanze emporhält. Die Phantasie des Volks spann aber noch weiter und sah die beiden Kurfürstinnen für Frauen an, welche die Männer sozusagen „behorcht“ hätten. Die rechts stehende Agnes habe das Geheimniß ausgeplaudert, und dafür eine „Maulbinde“ für immer erhalten, während die links befindliche ruhig aufwärts blickende Anna dasselbe bewahrt hätte.

Wegen dieser Deutung hieß auch im Munde des Volks das Denkmal schon vom Anbeginne die „Horche“, und heutzutage ist diese Benennung noch nicht ganz verschwunden.

Die durch den Zahn der Zeit zerstörten Theile des Monuments enthielten erstlich in den zu beiden Seiten auf der Frontmauer sowol über dem Wulst in Fresko angebrachten Allegorien, die in Gruppen von Figuren bestanden, welche die Regententugenden, namentlich Großmuth und Weisheit, allegorisirten, und die Unterschriften: Magnanimitas-Victoria rechts und Sapientia-Pax links hatten, als auch unter dem Wulst in reichen Arabeszirungen in Fresko, in deren großartigsten Schwingungen und Dolden Genien und Masken von Thieren u. s. w. sich schmiegten. Ein zweiter, erst 1821 völlig verschwundener Theil waren die mit Schildhaltern als Akroterien, zu den Seiten Genien und auf dem Haupterker Krieger mit hohen Partisanen besetzten, sowie am Sockel mit heraldisch tingirten Provinzwappen verzierten Balustraden.

Die zehn Genien als Schildhalter der Seitenbalustraden hielten die volutirten Wappenschilder von Eisenberg, Leuchtenburg, Weißenfels, Eilenburg, Altenburg rechts, Salza, Henneberg, Brena, Torgau und Biberstein links.

Dagegen die fünf Krieger mit Partisanen auf dem Erker die Wappenschilder von Friesland und Wettin rechts, von Landsberg auf der Spitze des Fronton, und von Gleisberg und Donyn links führten. Die 16 Wappenschilder an den Docken der zu beiden Seiten laufenden Balustraden enthielten die Wappen von der Mark Meißen, der Grafschaft Lobdaburg, des Burggrafthums Magdeburg, das Wartschild (Blutbannschild), sowie von Sangerhausen, der Pfalz Thüringen, der Pfalz Sachsen, von Thüringen (Landgrafschaft) rechts, von Käfernburg, Zörbig, Ringelhein, Bürgeln, Eckhardtsberga, der Grafschaft Rochlitz, Wolkenstein und Rosla links, während endlich die Attika mit dem den Erker deckenden Fronton rechts zur Seite das Wappenschild der Grafschaft Meißen (ein rechts springender Löwe), links das der alten Grafschaft Merseburg, sowie am Frontispice rechts das sächsische Kur- und links das Herzogthums-Wappen sowie im Giebelfelde die Mark Landsberg zeigte.

Die Fresken der rechten Seite oberhalb der Wulst stellten die auf dem Löwen sitzende Großmuth, welche der auf Besiegten und Trophäen thronenden Siegesgöttin einen Kranz darreichte, während auf der linken Seite die auf Trophäen thronende Friedensgöttin, mit dem Oelzweige in der Linken, die ihr gegenüber sitzende, von verschiedenen mathematischen Instrumenten umgebene Weisheit, ein Buch in der Rechten haltend, mit einem Lorbeerkranze krönte. Auf dem Wulste selbst waren in Schildungen rechts die die Allegorien erläuternde Worte: Magnanimitas — Victoria und die Baujahrzahl MDLIII, sowie links: ebenfalls MDLIII und Sapientia — Pax in Lapidarschrift angebracht.

Daß diese zur Schmückung des monumentalen Mittelstücks gleichsam als Rahmen dienenden allegorischen Fresken, wozu die oberhalb an und auf den Balustraden u. s. w. angebrachten, genau heraldisch tingirten Wappenschilder trefflich harmonirten, einen schönen Eindruck machen mußten, läßt sich erwarten.

Die jetzt noch vorhandenen beiden großen Inschrifttafeln mit Kanzleischrift sind erst im Jahre 1678 an die Stelle der früheren, damals schon ganz verwitterten Fresken gekommen, und neuerdings sind dieselben zuerst 1818, nachdem M. Erbstein*) auf die Wichtigkeit des Monuments aufmerksam gemacht hatte, durch den Bildhauer Kühn wieder hergestellt worden, und die linke, welche oberhalb schon wieder verwittert war, ist erst in ganz neuester Zeit (1855 bei wiederholter Ueberstreichung mit Oelfarbe) zum großen Theil (leider aber etwas sehr bemerkbar) erneuert worden. Ursprünglich waren zu beiden Seiten oberhalb des Erkers unter dem Sockel der Balustrade die Inschriften in römischen Versalbuchstaben angebracht.

Die Inschriften lauten wörtlich wie folgt.

Auf der rechten Seite:

„Der Durchlauchtige, Hochgeborne Fürst vnd Herr, Herr Mauritius, Hertzog zue Sachßen, Churfürst, ist geboren zur Freibergk Anno MDXXI den XXI. Martij vnd hat im XX. Jahr seines Alters angefangen zue regieren. Ist von Kayser Carolo Anno MDXLVIII den XX. Februarij mit der Chur Sachßen belehnet worden, vnd nachdeme er in der Schlacht zue Sievershausen Anno MDLIII den IX. Julij tödtlichen verwundet, als Sieger vber seinen Feindt, den Marggraffen Albrecht zue Brandenburgk, in Gott seliglich verschieden. den XI. Junij im XXXII.

*) Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung, Jahrg. 1811, Nr. 41.

Jahr seines löblichen Lebens vnd im XII. Jahr seines gesegneten Regieren."

„Von Gottesgnaden, Agnes, Hertzoginn zue Sachßen, Churfürstin, geborne Landgreuinn zur Heßen, Gemahl Hertzog Mauritii, ist geboren Anno MDXXVII den XXX. Maij vnd zur tiefbetrübten wittib worden, nachdeme sie in fürstlicher ehe gelebet XII Jahre VI Monat."

Auf der linken Seite:

„Was das Reich deutscher Nation an Ihme verloren, das werden die Nachkommen sowohl als die jetzt leben mit der Zeit empfinden. Hat neben Erbawung das Schloß alhir vnd das Jagdhaus die Moritzburgk vfm Friedewalde gelegen, wie auch das castell Pleyßenburgk zue Leipzigk, die Bevhestigung hiesiger Stadt vollfurt biß an dießen Ort, von da sie sein Bruder, Augustus, Ertzmarschalgk vnd Churfurst, vollends hat erbawen laßen, biß hinunter an die Elbe zum steten Gedächtniß des seligen hintritts Churfürst Mauritij dadurch Ihme die Chur vnd Lande angeerbt worden, ließe er dießes Monumentum setzen."

„Von Gottesgnaden, Anna, Hertzoginn zue Sachßen, Churfurstinn, geborne aus königl. Stamm zur Dannemarck, hat sich verehlicht mit Churfurst Augusto Anno MDXLVIII den VII Octobris."

Am Fuße des Erkers:

„Christian Churfürst vnd Hertzog zue Sachsen hat dieß Monumentum Anno MDXCI vernewern lassen."

Und darunter als späterer Zusatz:

„Dann wiederhergestellt im Jahre der funfzigjährigen Regierungsjubelfeier des Königs Friedrich August. 1818."

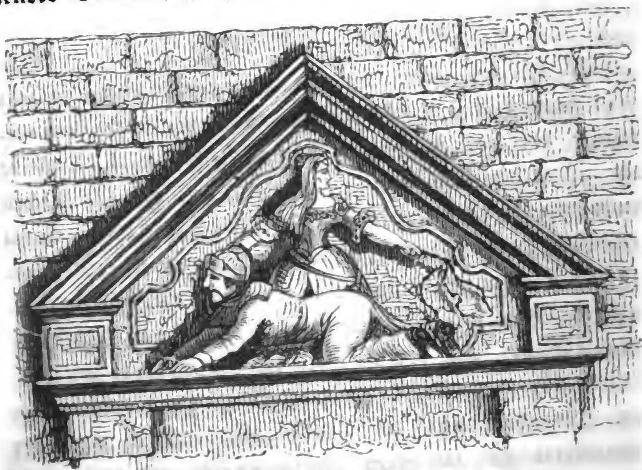
Eine wahrscheinlich (nach der Chiffre zu urtheilen) vom Hofmaler Zach. Wehme herrührende, in seinem ursprünglichen Farbenschmucke ausgeführte Zeichnung vom Jahre 1591 und eine zweite Abbildung desselben im ehe-

maligen Fürstensaale des Jägerhofs in Neustadt-Dresden, geben uns ein genaues Bild von diesem bis auf den Erker noch erhaltenen Monumente und läßt uns um so mehr beklagen, daß es früher nicht mehr beachtet worden ist.

20. Das Weiberregiment.

Es hat wol keins der dresdener Wahrzeichen so sehr die Phantasie des Volks belebt, als gerade dieses unzweideutige, aber doch geschichtlich räthselhafte Bildwerk. Dasselbe war über dem Thürsturze eines Hauses, am südöstlichen Ausgange der Moritzstraße in die Schießgasse, in einem dreieckigen, mit Simseinfassung versehenen Giebel angebracht. — Die Moritzstraße, welche nebst der innern Pirnaischen Gasse und der großen Schießgasse um 1550 dadurch entstand, daß der Kurfürst Moritz, welcher, bei Vorrückung der neuen Werke nach der Elbe, zu, die alten vor dem Jüdenhofe und der Frauengasse vorüber nach der Kreuzpforte zu laufenden Festungswerke abtragen ließ, sowie die dadurch entstandene Freiung zwischen dem frühern Heumarkte und dem 1549 verschütteten Wallgraben an Baulustige verschenkte, weshalb auch die Moritzstraße anfänglich zum Spotte die „Bettelgasse" genannt ward. Auch dicht an dem neuen Walle vom Ziegelthore bis nach dem neuen Salomonisthore hin wurden Häuser um 1550 bereits erbaut. Eines dieser, der neuen Moritzstraße quer vorliegenden Häuser der ausgehenden Schießgasse nun zeigte dieses Bildwerk, das schon sehr früh im Munde des Volks das „Weiberregiment" hieß. Auf die Stelle des alten um 1550 erbauten Hauses und einiger Nebenhäuser ward jedoch um 1734 vom Grafen Brühl ein Palais erbaut, das um 1770 Poncet und zu

Anfang dieses Jahrhunderts Fizeaux, dann Dr. Kreyßig besaß, und das auch 1758 und 1760 bei Beschießung der Stadt durch die Preußen, als dicht an den Wall anstoßendes Gebäude, gänzlich verschont blieb.



Das Weiberregiment.

Die beigegebene Abbildung dieses hinsichtlich seiner Entstehung immer noch räthselhaften Steinreliefs zeigte einen mit langem Schlafrocke bekleideten ältern Eheherrn, dessen Kopf mit einer Pelzmütze bedeckt war, in auf Händen und Füßen kriechender Stellung, während ein zierlich gekleidetes Frauenbild seinen geduldigen Rücken sich so zum Sitze erwählt hatte, daß sie eigentlich nur vom Revers zu sehen war. Einem vom alten Ehelastträger mit dem Munde gehaltenen und von der süßen Last geführten Zaume nach zu urtheilen, schienen sich Beide ein Privatvergnügen zu machen und, um mit den Kindern zu sprechen, „Reiter und Pferdens" zu spielen, worauf auch

die von der rechtswärts sehenden Donna cavalcante a bisdosso mit der Rechten geschwungenen Geißel hindeutet.

Dieses seltsame Bildwerk hatte 1714 bereits seinen frühern Standpunkt wegen Umbau des alten Hauses verlassen müssen und ein Gnadenplätzchen über dem Eingange des an der linken Ecke der großen und kleinen Ziegelgasse gelegenen, noch durch sein schwimmendes Lusthaus berühmten Gartengrundstücks des Bürgermeisters Vogler erhalten. — Nachdem um 1754 dieser Garten an die Sartorius'sche und in den siebziger Jahren an die Schröter'sche Familie übergegangen war, mag es jedoch, wahrscheinlich von der letztern, beseitigt worden sein, da es Hasche um 1779 nicht mehr sah. Trotzdem blieb es noch im Andenken des Volkes, und es ging von ihm folgende Sage:

Der Besitzer des oben erwähnten Hauses, über dem das zu einem Wahrzeichen Dresdens gewordene Steinbild wahrscheinlich schon von 1550 bis 1714 gestanden hatte, soll sich noch als Witwer von schon vorgeschrittenem Alter entschlossen haben, wieder zu heirathen. Er hatte aber noch dabei den tollen Streich begangen, sich eine ganz junge Frau zu nehmen, der er in keiner Beziehung gewachsen war und die ihn dafür auch nicht nur mit ihren Launen arg vexirte, sondern ihm auch, wie man zu sagen pflegt, Hörnlein aufzusetzen nicht unterließ. Er that seiner übrigens in aller Hinsicht ungenügsamen Frau, um sie womöglich immer bei guter Laune zu erhalten, Alles zu Liebe, opferte ihr selbst einen großen Theil seines Vermögens und gab sich sogar öfter zum Spielballe ihrer seltsamsten Einfälle hin. Einen solchen Einfall, dem sich der machtlose Eheherr ruhig fügte, stellte auch, als

Non plus ultra der Weiberherrschaft, das Bildwerk dar, und es scheint als ein Warnungszeichen für alle Ehemänner aufgestellt worden zu sein. Unentschieden bleibt es übrigens, ob der Ehenarr selbst oder ein Anderer dieses Schreckbild aufgestellt hat. So viel ist aber gewiß, das die von Karl Winter dem Bauprediger Hasche in den Mund gelegte Sage völlig erfunden ist. Namentlich dürfen wir, da das Bildwerk unbedingt erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein kann, auch die Entstehung der Sage nicht weiter hinaus suchen, am allerwenigsten wol gar im 15. Jahrhunderte finden wollen. — Hasche selbst spricht in keiner seiner ziemlich gründlichen Schriften über Dresden weiter von dieser „Anekdote", als was er unbestimmt von den älteren Topographen wußte, und ist sogar selbst über des Bildwerks erste Aufstellung im Unklaren. Mag. Hilscher, dem wir die erste Nachricht, sowie eine kleine in Kupfer gestochene Abbildung davon verdanken, bezeichnet es in seiner Brückengeschichte vom Jahre 1729 als „Stadtwahrzeichen" und spricht nur von „einem auf Händen und Füßen daherkriechenden Manne, auf welchem ein galantes und junges Frauenzimmer sitzt, so denselbigen durch den ihm in's Maul gelegten Zaum nach ihrem Willen regiert und ihm mit der darbey gebrauchten Carbatsche Gehorsam lehrt". — Auch sagt er, daß diese „Curiosität vor die Nachkommenschafft 1714 wieder am Vogler'schen Garten aufgesetzt worden sei". Ebenso bemerkt Hilscher, daß dieses Bildwerk schon früher zum Sprüchworte gedient und daß man von einem zu nachsichtigen Ehemann gesagt habe: „er hätte das dres-

dener Wahrzeichen in seinem Hause", sowie „er schicke sich gut ins dresdener Wahrzeichen", oder endlich: „er wird zum dresdener Wahrzeichen". — Die dresdener „Addresse" von 1756 erwähnte es zum letzten Male als ein über dem Eingange zu dem Sartorius'schen Garten (jetzt dem Geh. Finanzrath von Reibold gehörig) aufgestelltes „Wahrzeichen". — Alle weiteren Nachforschungen darüber, ob es etwa noch irgendwo versteckt vorhanden sei, blieben bis jetzt erfolglos.

Uebrigens ist dieses Bildwerk hinsichtlich der seiner Ausführung zum Grunde liegenden Idee keineswegs ein Unicum. Die Idee ist nämlich älter, und es gibt noch mehre andere ganz ähnliche Darstellungen einer derartigen Cavalcade; — diese findet sich sogar an mittelalterlichen Kunstwerken, nicht nur in illustrirten Handschriften, sowie in Bildschnitzereien u. s. w., sondern sogar in und an Kirchenbauten. Eine der bekanntesten ist die auf einem Dolche im historischen Museum zu Dresden, eine andere ist die in einer aus dem 14. Jahrhunderte stammenden Handschrift der Jesuitenbibliothek zu Regensburg, sowie auch ein Elfenbeinschnitzwerk des Museums zu Orleans diesen Damenritt versinnlicht. Ja, außerdem findet sich dasselbe Sujet an einem Säulenknaufe des baseler Münsters und an Capitälen der Kirche St. Pierre zu Caen, sowie endlich sogar an Chorstühlen, namentlich zur Unterhaltung der spaßliebenden Chorherren, z. B. im Dome zu Lausanne, zu Kappenberg im Münsterschen in der ehemaligen Prämonstratenser-Abteikirche u. s. w.

Man hat diese mehrfach von der Kunst aufgefaßte Reitübung aus der Geschichte des Alterthums erklären wollen, und dachte namentlich an den jedoch nur als

Anekdote dastehenden Vorfall, daß der große Philosoph Aristoteles, sowie vom Maler Apelles*) wirklich historisch bekannt ist, sich in die Lais seines königlichen Zöglings Alexander, die bekannte Kambaspe, vernarrt und daß dieser seltene Geist sich von ihr zu solch einem Beweise seiner außerordentlichen Liebe habe verleiten lassen, wobei die Schlaue jedoch nur die schelmische Absicht hatte, den thörichten Lehrer in den Augen des im Geheimen die Scene belauschenden Schülers lächerlich zu machen.**)

Wir wollen keineswegs darüber entscheiden, ob die Ursache zu dieser öfter von den bildenden Künsten beliebäugelten Darstellung wirklich 300 Jahre vor Christus, in der klassischen Vorzeit, gesucht werden müsse, da doch gewiß jedes Jahrhundert dieses großen Zeitraums mehre ganz

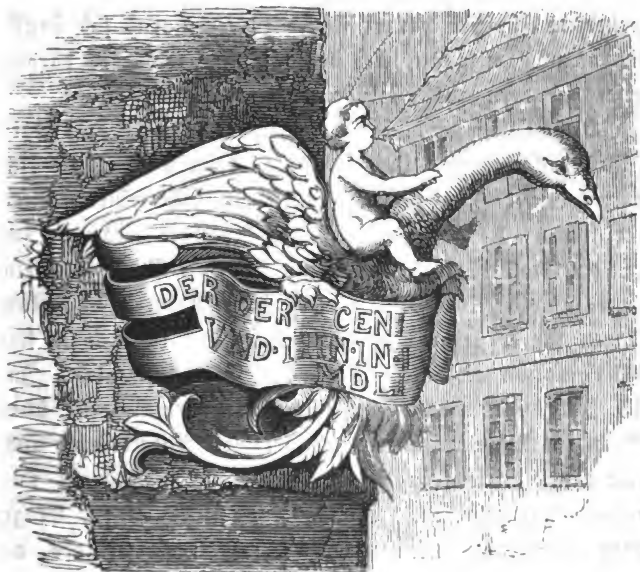
*) Apelles hatte bekanntlich im Auftrage Alexander's des Großen die Favorite desselben, die der Lais von Korinth im Rufe der Schönheit gleiche Kambaspe oder Pankaste aus Larissa als „Anadyomene" zu malen, wobei sich der Künstler so sehr wegen der wunderbaren Körperschönheit derselben begeistert zeigte, daß es dem Alexander nicht entgehen konnte, daß Apelles in Kambaspe verliebt sei. Alexander begnügte sich in der Bewunderung des unübertrefflichen Bildes des Apelles von nun an mit der gemalten Kambaspe und überließ dem Maler das lebende Original. Govaert Flink, ein Schüler des Rembrandt, hat diese Scene ausgeführt.

**) Es läßt sich allerdings nicht leugnen, da auch andere Philosophen ein großes Verlangen nach solchen seltenen Früchten gezeigt haben, z. B. sogar Diogenes, Aristipp, und selbst der Redner Demosthenes nach der Lais, daß auch der Zeitgenosse Aristoteles, der schon vor seinem Philosophenthume das Leben in starken Zügen zu trinken gewöhnt war, zu solch einem Narrenstreiche hätte verleitet werden können.

gleiche Scenen im Alltagstheater des Lebens hervorgerufen haben mag.

21. Die sogenannte Gans an einem Eckhause der Brüdergasse.

Wenn man von der Schloßgasse aus rechts auf dem Trottoir in der großen Brüdergasse fortgeht und bis zu dem rechts ab nach der kleinen Brüdergasse führenden



Die sogenannte Gans an einem Eckhause der großen Brüdergasse.

Quergäßchen gelangt, so wird man bei einem Blicke links nach oben an dem rechten Eckhause (Nr. 7) des links ab nach der Wilsdruffer Gasse führenden Quergäßchen, an der Ecke der zweiten Etage, einen lebensgroßen in Sandstein gehauenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln einge-

setzt erblicken, welcher mit seinen Fängen oder „Latschen“, wie das Volk zu sagen pflegt, das ihn für eine Gans ansieht, ein etwa $^3/_4$ Ellen breites, mehrfach wallendes Inschriftsband hält, während die Schwanzfedern in breitgezogene Arabesken zu beiden Seiten der Ecke zierlich auslaufen. — Wie uns die beigegebene Zeichnung darthut, ist noch überdies auf dem untersten Halswirbel, zwischen den Flugachseln, ein nacktes Kind mit zum Himmel gewendetem Köpfchen darauf sitzend zu sehen, das sich ängstlich anzuhalten scheint, und überdies nicht besonders darauf gesetzt, sondern aus demselben Steine ausgehauen ist.

Hasche (umständliche Beschr., Bd. I, S. 252 fg.) sagt: „Das Eckhaus des Quergäßchens, beim Becken (sächsisch statt „Bäcker“), ist besonders berühmt, nicht seiner Structur wegen — sondern folgender Anekdote wegen. Im zweiten Stock ist an der Ecke eine fliegende Gans in Stein gehauen mit einer Unterschrift, die sich an nicht hellen Tagen schwer lesen läßt; sie heißt aber: Diese Gans hat VII Personen getoedet. Die Sage erzählt Folgendes. Im 15. Jahrhundert hätte eine Gans zum Braten fertig über Nacht im Keller gestanden: eine Kröte (Andere sagen auch eine Ratte) kriecht in sie und wird den Tag darauf unwissend mit gebraten. Die ganze Familie mit der Magd essen davon, erkranken und sterben schleunigen Todes, da die Ursache der Krankheit unbekannt war. Sie sollen in der Sophienkirche begraben liegen. Weck, der so mühsam alle Unglücksfälle und Seltenheiten in Dresden zusammengesucht, sagt kein Wort darüber, auch Oetterich in den Monumenten der Sophienkirche nichts; und da muß ich nun freilich gestehen, daß mein Glaube schwach wird u. s. w.“ — Wir sind überzeugt, daß, wenn Hasche

die Inschrift wirklich selbst gelesen haben würde, sein Glaube an die von ihm nacherzählte Volkssage sich schon in Nichts aufgelöst haben würde.

Iccander (Beschreib. Dresdens, 1726) war eigentlich wol der Erste, der dieser sogenannten Gans gedenkt und zugleich ein Schwalbach'sches Gestift erwähnt, „das zum Andenken dieser Begebenheit von der Freundschaft wäre verordnet worden, zweymal des Jahres in der Sophienkirche den Armen jedesmal 8 Gr. zu geben". In den Akten der Stiftungen findet sich zwar ein vom Obersten Schwalbach gestiftetes Legat von 400 Thlr., von welchen jährlich auf zwei Termine 40 Thlr. unter die Armen zu vertheilen sind, aber sie erwähnen keineswegs die Veranlassung zu diesem Legate.

Es ist nun in der That unbegreiflich, wie sich fast 300 Jahre solch eine Sage fortschleppen und an ein Bildwerk fesseln konnte, das schon bei einer genauern Betrachtung etwas ganz Anderes verrathen mußte, ohne daß man erst die Inschrift und die ganz deutlich erhaltene Jahrzahl dabei näher in Betracht zu ziehen nöthig hatte. Der Letzte, welcher dieses Wahrzeichens in dem erst 1855 erschienenen „Sagenschatze des Königreichs Sachsen", welchem Buche allerdings das Verdienst eines flüchtigen Sammelns nicht abgesprochen werden kann, gedenkt, ist der Hofrath Dr. Gräße. Auch er hat dieses Bildwerk nicht genauer angesehen, was er doch aus den zwei benachbarten Erkern der freundlichen Nachbarschaft recht leicht hätte thun können. *)

---

*) Uebrigens haben mehre der Nachbarn eine ziemlich genaue Abschrift der Inschrift bereits seit 15 Jahren, wo der damalige

Vor allen Dingen ist aber zu bemerken, daß erstlich die sogenannte „Gans“ ein „Adler“ ist, wie selbst die Gestalt und Inschrift kund gibt. Ferner ist dabei das auf dem Adler sitzende Kind in Erwägung zu ziehen, und endlich ist ganz besonders die theilweise noch sehr deutliche Inschrift selbst, die von keiner sieben Menschen tödtenden Gans redet, der schlagende Beweis, daß man es hierbei mit einer ganz andern Thatsache, als der von Hasche erzählten Anekdote, zu thun hat. — Die Inschrift, die übrigens zum vierten Theile auf der Zeichnung ist, lautet wie folgt:

**DER . ADLER . . . . . *) GENIME . . . . . DEM . HEBT.
VND . IHN . IN . HIMEL . HINAVF . TRÆGT.
MDLXIII.**

Das Deuten der ersten, durch die Unterbrechung der Worte beim ersten Anblicke, wo man auf den durch das Abspringen der Adlerfänge entstandenen Zwischenräumen verloren gegangene Schrift vermuthen kann, etwas räthselhaften Zeile wird aber sofort dadurch bewerkstelligt, wenn man die Zeile im Zusammenhange laut liest, und das Wort „Genimedem“ uns in die Ohren klingt. Jeder einigermaßen mit der klassischen Mythologie Bekannte wird dann sofort nach dem Worte

Besitzer des Hauses, der Bäckermeister Herse, das Haus durch Lehmann sen. mit Oelfarbe abputzen und auch das Wahrzeichen reinigen ließ.

*) An der Stelle dieser Punkte sind nach einer noch genauern Besichtigung die das Inschriftenband übergreifenden doch großentheils abgestoßenen Fänge des Adlers.

„Adler" auch an den bekannten Raub des Ganymed durch den Jupiteradler *) denken und lesen:

Der Adler Ganimedem hebt etc.

Da sich in den ältern Chroniken kein Vorfall verzeichnet findet, der nur in irgend eine Beziehung zu dem Bild-

*) Der Raub des schönen Knaben Ganymed durch den Jupiteradler, um nächst der Hebe als Mundschenk der Götter des Olympos (Beide als personificirte Kräfte der Regeneration, die den verjüngenden Nektar reichen) zu dienen, war schon seit der frühesten Zeit mehrfach der Gegenstand künstlerischer Ausführung. Die verschiedenartigste Auffassung schuf theils einen mit Gewalt verknüpften Raub, theils ein sanftes Aufheben gen Himmel. Eine alte Münze im Museum Arigoni zeigt den Ganymed, der vom Adler bei den Haaren entführt wird, während in anderen antiken Darstellungen der Adler mit großer Zärtlichkeit den Götterliebling (den die Olympier, nach Homers Iliade, 20, 234, gemeinschaftlich rauben) emporhebt. Eines der schönsten Bildwerke vom Ganymed ist das schon im Alterthume gefeierte Erzbild des Leochares, der zur Zeit des Königs Philipp von Macedonien lebte. Der ursprünglich sinnige, reine Mythos des Ganymed entartete leider im Laufe der Zeit, daher auch der Kirchenvater Arnobius ihn als eine Beschönigung unnatürlicher Lüste betrachtet wissen will. In neuester Zeit hat namentlich Thorwaldsen drei schöne Bildwerke vom Ganymed geschaffen, unter welchen namentlich der „den Adler tränkende Ganymed", das er 1817 für den Lord Gower ausführte, das schönste ist. Auch im Mittelalter wendete man den altklassischen Mythos des Ganymed, wie überhaupt manchen andern, sogar auf Christus an, und ein Bildwerk zu Bordeaux zeigt Christus, wie er vom Adler zum Himmel emporgehoben wird. Hierbei ist freilich zu berücksichtigen, daß der Adler als heiliger Vogel aus dem Heiden- und Judenthume, wo er namentlich im letztern ein Attribut des Propheten Elisa, als heiliger Geist, galt, in die christliche Legende überging, ein Attribut des Evangelisten Johannes ward, und auch in den Legenden des heiligen Servatius,

werke, sowie dessen Inschrift und Jahrzahl gebracht werden könnte, so müßen wir es allerdings dem glücklichen Zufall überlassen, der uns einmal in einem der vielen noch unbenutzten Aktenstücke zur Geschichte Dresdens die Erklärung vor Augen führt, weshalb eigentlich dieses Bildwerk hierher gesetzt ward.

Bei diesem Wahrzeichen erst an die an manchen Orten Deutschlands und der Schweiz noch im Volksmunde lebende Sage von dem durch Adler und Lämmergeier verübten Kinderraube zu erinnern, und endlich auch daran zu denken, daß im Alterthume wie im Mittelalter der Adler sowol als talismanisches Bild des Sieges über den Tod (z. B. bei den römischen Legionzeichen) geführt ward, als auch als Symbol der Wiedergeburt der Seele u. s. w. galt, ist nicht erst nöthig, da dasselbe auf eine sehr profane Weise, dadurch nämlich, daß der Erbauer des Hauses vielleicht ein „Weinschänke“ gewesen ist, erläutert werden kann.

Außer der oben erwähnten, mit dem Bilde gar nicht zu vereinbarenden Sage von einer tödtlichen Gans geht noch eine andere im Volke, die wenigstens Bezug auf die auf der sogenannten „Gans“ angebrachte Kinderfigur nimmt. — Man erzählt sich nämlich, daß zu der

---

Medardus, Bertulphus und der Prisca eine Rolle spielte. Es dürfte daher in diesem Bildwerke nur eine Apotheose Christi zu erkennen sein. — Daß unsere vorliegende Darstellung des Ganymedraubes eine sehr von der klassischen abweichende ist, wird wol Jeder einsehen, dafür ist sie aber das Werk eines höchst nüchternen deutschen Steinmetzen aus der das Alterthum nur höchst stümperhaft oder komisch nachahmenden Zeit des 16. Jahrhunderts.

Zeit, als noch in Dresden, wie in jeder kleinern Stadt, das Vieh und besonders die Gänse auf der Straße umherliefen, ein Kind aus der zweiten Etage jenes Hauses herabgestürzt sei und durch den Glücksumstand, daß es auf eine am Hause verweilende Gans gefallen, wirklich gerettet worden sein soll.

Dresden hatte übrigens, sowie Leipzig eins, sogar zwei Wahrzeichen, Kinder in Stein gehauen, welche die glückliche Erhaltung von aus den Fenstern auf die Straße herabgestürzten Kindern dokumentirten. — Das eine war an der ersten Etage des linken Eckhauses an der Schreibergasse nach dem Altmarkte. Als dieses Haus im Bombardement von 1760 mit der Mehrzahl der Häuser dieser Gasse niederbrannte, war auch dieses Merkzeichen verschwunden und konnte daher nicht wieder an dem neuen Hause angebracht werden. — Das zweite befand sich an dem Hause Nr. 32 der Schloßgasse links (nahe dem Markte), und zwar über der Hausthür, wie auch unsers Wissens die Curiosa saxonica vom Jahre 1736 berichten, welches zum Andenken an die glückliche Erhaltung eines fünfjährigen, am Johannistage des Jahres 1635 aus dem Hause herabgestürzten Kindes angebracht war, wobei auch noch des Umstandes gedacht wird, daß das Kind, aus Furcht vor der Strafe der Eltern, sich einen ganzen Tag ohne Speise und Trank in der Stadt umhergetrieben habe.

Im Hofe des gedachten Hauses (jetzt dem Uhrmacher Weiße gehörig), das wiederholte Veränderungen erlitten, ist jetzt noch unter den Fenstern der ersten Etage ein aus dem 16. Jahrhundert herstammender Kragstein eines Thürsturzes eingemauert, der die halbe Figur eines Genius

mit gesenkten Fittigen karyatidenartig zeigt, welcher mit beiden Händen eine Art Weintraube zusammenfaßt. Auf dem schräg aufsteigenden Fuße des Kragsteins, von 1 Elle 6 Zoll Höhe, ist eine runde zinnerne Tafel mit einer Inschrift angebracht, die allerdings nicht mit der obengedachten Notiz in der Zeit übereinstimmt. Die Inschrift lautet buchstäblich:

Hans Paul von Schönberg. fiel am 21. April 1609 vom zweiten Gestock dieses Hauses auf die Gasse herunter ohne sonderlichen Schaden zu nehmen.

Herr Maler Gustav Müller in Dresden, der die Güte hatte, uns eine Zeichnung von diesem Steine zur Ansicht zu schicken, hält allerdings den Genius, der als eine bloße Zierrath anzusehen ist, für das Bild des herabgestürzten von Schönberg, und die Traube, welche er mit den Händen umfaßt, für die einzige Nahrung, welche das Kind an dem Tage, wo es in der Stadt umherlief, gehabt habe, welche Ansicht wir jedoch keineswegs theilen können.

22. Der Teufel und seine Großmutter.

Auf dem in den Jahren 1579 und 1582 vom Steinmetzmeister Melchior Barthel höher aufgeführten und mit zwei steinernen Galerien, sowie zwei Seitenthürmchen gezierten Thurme der 1760 im Bombardement Dresdens zusammengestürzten Kreuzkirche war auf den vier Ecken der untern Galerie auf den zwei äußeren Seiten der Seitenthürme die Versuchung Christi durch den Teufel mittels vier kolossaler Statuen, die des Christus

nach der Marktseite zu und eines guten Engels nach der Kreuzgasse hin, sowie mit den Bildsäulen zweier bösen Engel mit Fledermausflügeln an der Schulseite, dargestellt. Diese beiden mit hohen Bockshörnern versehenen bösen Engel, welche die satyrische Laune des Bildhauers mit Mönchskutten bekleidet hatte, hießen im Munde des Volks „der Teufel und seine Großmutter", weshalb sie Iccander auch in seinem komischen, mit Latein gemischten Style „angeli boni" und „angeli mali cum avia" nennt.

Es ist nun zwar wahr, daß das Volk sich mit komischen Anekdoten über diese beiden seltsamen Figuren trug, von welchen uns jedoch Hasche keine einzige aufbewahrt hat; sondern er sagt (ausführl. Beschr. Dresd., I, S. 611) nur: „der Teufel und seine Großmutter hat manchen witzigen Einfall und manche bittere Laune in den mittleren Zeiten hervorgebracht". Man erzählte sich auch, daß diese Figuren zuweilen in der Nachtzeit den Thurm, um als Incubus spuken zu gehen, verließen. Auch hat uns Hasche das, den sogenannten Teufel und seine Großmutter betreffende, in Dresden früher im Munde des Volks ganz gewöhnliche Räthsel aufbewahrt, welches wie folgt lautet:

Räthsel:

Der Menschen abgesagter Feind,
Und doch in Dresden hoch erhaben,
Muß ich den größten Menschenfreund
Bei Tag und Nacht zur Seite haben.

Auflösung:

Der Satan, unser größter Feind,
Auf Dresdens Kreuzthurm hoch erhaben,

Muß Gott als unsern größten Freund,
So Tag als Nacht zur Seite haben.

Auf dem trefflichen, für den Premierminister Brühl für 200 Thlr. gefertigten Gemälde des Canaletto (Bellotto) vom Jahre 1757, Nr. 2173 der dresdener Bildergalerie, im letzten Saale parterre, welches uns den frühern Kreuzthurm in seiner ehemaligen Großartigkeit darstellt, ist die Figur des sogenannten Teufels ganz genau zu sehen, und auch der alte Kupferstich in Weck's Chronik von demselben Thurme gibt uns von ihr eine deutliche Ansicht.

Doch waren diese Figuren sowol zu Weck's als Canaletto's Zeiten nicht mehr die ursprünglichen: denn als am 20. April 1669 zur Nachtzeit der Blitz den Kreuzthurm gezündet hatte, stürzten die beiden Teufelsfiguren zuerst herab, während das Mauerwerk auf der andern Seite stehen blieb, welcher Zufall dem Aberglauben des Volkes allerdings bedeutenden Stoff verschaffte. Beide Figuren wurden jedoch nach dem baldigst erfolgten Neubaue des Thurms durch den Bildhauer Christ. Abraham Walter, aber erst im Jahre 1679 (laut Brückenamtsrechnung vom 24. Okt. d. J.), wieder in Sandstein ausgeführt und aufgestellt. Sie kosteten exklusive der von vergoldetem Kupferblech getriebenen Flügel 91 Fl. 9 Gr. — Merkwürdigerweise stürzten am 19. Juli 1760 diese beiden Figuren beim Einsturze des Thurms wieder zuerst, während die Statue des Christus noch auf der Ruine desselben sich erhalten hatte.

Nach der rabbinischen Sage zeugte Adam vor dem Falle mit der Lilith die Dämonen. Das hebräische Wort Lilith (לִילִית) heißt aber Noctua, Nachteule;

sie ist den kreisenden Weibern Gefahr bringend, und stiehlt gern die Neugeborenen aus der Wiege. Daher zeichnen die Juden auf einen Zettel als Amulet gegen Lilith ein Sechseck, in dessen Mitte sie den 121. Psalm und um denselben herum die Namen der drei Engel Senoi, Sensenoi und Semangelof sowie die Worte שׁדי קרע שׂטן d. h. „Allmächtiger, breche des Satans Macht"; endlich noch die Stelle 2. Mos., 22, 18 schreiben. Nach dem Buche Emek Hammelech hatte Lilith nur Macht über die Kinder, die beim hellen Scheine eines Lichts, oder nackt, oder unrein erzeugt waren u. s. w. — Auch das Lachen der Kinder in den Freitagsnächten oder in den Neumondnächten im Schlafe rühre davon her, daß Lilith mit ihnen spiele. Schlägt man dann die Kinder nicht drei Mal gelind auf die Nase und spricht dabei den Fluch gegen Lilith aus, so stehen die Kinder in Gefahr, von ihr getödtet zu werden. Endlich sagen die Rabbiner, daß in den Haaren der Lilith die Buhlteufel hausen, wodurch sich einzig die Stelle 1. Kor., 11, 10 erklären ließ und auch des Mephistopheles Worte im „Faust" von Goethe erklärlicher sind, als er vor dem Haare der Lilith warnt.

Nach Einigen soll übrigens Lilith, die erste Frau des Adam, die ihm nicht unterthänig sein wollte, da sie ebenso gut als er von Erde geschaffen war, und deshalb ihm entlief, deren auch Augustin gedenkt, die arabische Nachtgöttin Alilat (d. h. die Lilat) sein.

Man kann nun fast muthmaßen, daß aus dieser gespenstischen Figur der Juden in der christlichen Volkslegende des Teufels Großmutter entstanden sei, da sie doch als die Urmutter der Dämonen angesehen ward.

Doch hat Dresden nicht allein die Ehre gehabt, in seinen Mauern den Teufel und seine Großmutter zu beherbergen, auch die alte Bischofsstadt Halberstadt hat beide infernalische Figuren an einem Wasserleiter nächst dem Dome, doch mit dem Unterschiede, daß der teuflische Herr Enkel seine Frau Großmutter mit einer Heugabel maltraitirt, weil sie, wie Fama berichtet und das Volk noch heut zu Tage nacherzählt, keine Ausrede bei einer Gelegenheit gewußt habe.

Die mittelalterlich christliche Sage vom Teufel und seiner Großmutter ist höchst wahrscheinlich zugleich aus der Marotte hervorgegangen, eine infernale Parallele von Christus und der Maria zu haben; sie steht jedoch genau genommen in der Legende des Christenthums völlig müßig da und ist rein eine Erfindung der nur zu gern carrikirenden Volkslaune. — Die Volkssage, welche aber zuverlässig hierzu ihre Wurzeln in der vorchristlichen Zeit hatte, mochte es wol aus Pietät gegen die Mutter Gottes, die man fast höher als den Sohn achtete, nicht gewagt haben, dem Teufel eine Mutter unmittelbar zu geben. Sie ging daher weit lieber zum Extreme des Alters und der Häßlichkeit in der Person einer Großmutter des Satans über.

Grimm, in den Kindermärchen Nr. 29, hat die Sage vom Ausraufen der Haare, wenn der Teufel auf dem Schooße seiner Großmutter schläft. Doch nach Wolf's deutscher Sage Nr. 28 hatte der Teufel auch eine Haushälterin, auf deren Schooß er sich mit dem Kopfe legte, wenn er schlafen wollte. Ferner gab die Sage dem Teufel „Federn“ auf dem Kopfe, aber auch nach einer Variante „goldene Haare“ und zwar von

der Stärke eines Lanzenschafts, und drei derselben, die übrigens sofort wieder wuchsen, wenn er auf dem Schooße seiner Großmutter oder Haushälterin sein Mittagsschläfchen hielt.

Die Sage von der Teufels-Haushälterin und Großmutter, die übrigens besser als der Enkel war, da sie sich mitleidig der Fremden, die bei ihnen einkehren, annimmt und sie unter einem Kessel verbirgt, ist offenbar nordischen Ursprungs. Sie entstand sehr erklärbar aus dem nordischen Mythus vom Besuche Thor's und Tyr's beim „Hrymur". Als nämlich diese in des Jetten Haus getreten waren, hatten sie des Riesen neunhunderthäuptige „Großmutter Amma", aber auch dessen „Haushälterin" oder „Kebsliebste" angetroffen. Uhland hat in Hrymir's Großmutter, in Hinsicht ihrer vielen Köpfe, die Ergießung der Schneewasserbäche erkennen wollen, welche im Sommer niederströmend das Stromeis erzeugen; die Kebse aber sei ein festgehaltenes „Lichtwesen", weil sie abhold dem Riesen war und zu seinem Schaden redete. Zuverlässig ist dieser Mythus, sowie der ganze nordische Mythenkreis aus der Naturanschauung hervorging, reine Symbolisirung des Winters und Frühlings, und findet selbst im Lokemythos seinen Gleichklang, indem auch dieser düstere Dämon nordischer Sage sich Freija's Falkengefieder erborgt, um den Lenz herbeizuführen. Ja, sogar die Mythe, daß Thrym dem Thor, als er schlief, den Hammer stahl, hat zu diesen Teufelsmärchen Bausteine geliefert; doch auch diese ist nur eine Naturpersonificirung: denn nur im Winter, wo die Eisriesen walten, schläft der Thor, der Riese Thrym stiehlt ihm den Hammer Miölner, deshalb kann Thor im

Winter nicht donnern. — Diese Vergleichung der alten nordischen Mythe mit den neuen christlichen Märchen und Sagen gibt uns abermals einen Beweis, wie lahm und sinnlos diese gegen jene stets erscheinen.

Auch im Volkssprichworte lebt der Teufel und seine Großmutter. Man pflegt nämlich bei schnell abwechselndem Regen und Sonnenschein zu sagen: „Der Teufel bleicht seine Großmutter".

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß man im Volke auch den Teufel in der Mönchskutte am Kreuzthurme mit dem sogenannten dresdener Mönche verwechselte, von dem wir bereits früher gesprochen haben.

Die neuerdings von Karl Winter ausgekochte Volkssage und Humoreske ist rein erfunden.

23. Der sogenannte Tod oder der geflügelte Saturn nächst der Elbbrücke in Neustadt-Dresden.

Dieses allerdings sehr neue Wahrzeichen Dresdens ist in der That ein solches zu nennen, da es zuverlässig als das „Gedenkzeichen des großen Brandes von Altendresden, jetzt Neustadt, am 6. Aug. 1685" an der zweiten Etage des zweiten rechts von der Brücke gelegenen Hauses, bis zu welchem die Feuersbrunst sich erstreckt haben mag, angebracht worden ist. Dieser Brand war auch unter den 51 Feuersbrünsten Altdresdens, die es von 1407, nachdem es 1404 erst das Stadtrecht erhalten hatte, bis zum Jahre 1739 erlitt, der furchtbarste gewesen: denn man zählte mit der Kirche, die damals in der Gegend des Eingangs zur jetzigen Hauptstraße lag, 338 Brandstellen, während nur noch 21 Häuser vom Feuer verschont geblieben waren.

Doch kein Unglück ohne Glück; durch diesen Brand ward, nebenbei gesagt, Altdresden eine wirkliche „Neustadt", wie es auch in Folge eines königlichen Rescripts vom Jahre 1732 durch Friedrich August I. benannt ward, und, hätte der Tod diesen seinen Wohlthäter nicht zu früh ereilt (er starb am 1. Febr. 1733), so wäre es in jeder Beziehung noch weit großartiger und annehmlicher geworden, da er es an Nichts fehlen ließ, was zu dessen Aufhilfe dienen konnte. Ja, die auf seinen Befehl abgetragene und an ihrem jetzigen Ort erbaute Kirche der Neustadt hätte keineswegs über ein Jahrhundert auf den nun endlich erlangten Thurm warten müssen: denn er gab bereits 1732 35,000 Thlr. zum Neubau der Kirche. So ertheilte er außerdem den Baulustigen doppelte Baubegnadigungen, deren zweite in einem königlichen Befehle dahin lautete, daß sie ohne Entgelt die Bauplätze an den von ihm selbst eingetheilten Straßen und Plätzen erhielten, und der König noch überdies eine 10= bis 15jährige Befreiung von allen Abgaben den Erbauern ertheilte, unter der Bedingung jedoch, vollkommen massiv und von gleicher Höhe zu bauen.

Doch jetzt zum geflügelten Saturn selbst. Man hat zwar eine Sage von der Entstehung dieses grotesken Bildwerks, die jedoch durch Nichts verbürgt ist und sogar an Anachronismus leidet. Eine Fassung dieser Sage lautet, daß ein Bildhauer, Balthasar mit dem Barte genannt, in dem Hause gewohnt, an dem der Saturn angebracht ist, welcher mit seinem Nachbar, dem Hofnarren oder Hoftaschenspieler, Joseph Fröhlich, der nebenbei königlicher Ober=Mühlenkommissarius war, sich aber auch selbst meist „Graf Saumagen", wie

er auch bei Hofe hieß, unterzeichnete, im argen Hader lag, und deshalb, als dieser sich nach eigenem sonderbaren Geschmacke weiter nach der Stallwiese zu, auf dem vom



Der sogenannte Tod oder der geflügelte Saturn.

Könige geschenkt erhaltenen Platze, ein Haus oder „Palais", oder auch „Kleinmoritzburg", wie er es zu nennen beliebte, mit Gartenanlage baute, welches seiner

komischen Form wegen im Volke noch heutzutage das „Brillenfutteral" heißt, diesem zum Aerger den der menschlichen Narrheit drohenden Tod mit der Sense und Sanduhr aus Stein gehauen und an der Ecke des Hauses angebracht habe, worüber auch Fröhlich ganz entrüstet gewesen sein und beim täglichen Anblick desselben seinen ganzen Frohsinn und seine tolle Laune verloren haben soll. — Die Sage, welche übrigens noch mehre Varianten hat, ließe sich nun jedenfalls hören, wenn sie nicht Anachronismen enthielte.

Ehe wir uns aber auf eine historische Beleuchtung dieser Sage einlassen können, wird es wol nöthig sein, zuvor noch der Varianten derselben zu gedenken, um zu sehen, in wie weit diese uns mehr Licht geben.

Die erste Variante ist folgende: Ein Besitzer des Hauses vis à vis dem Blockhause, an dessen südwestlicher Ecke der sogenannte „Tod", angebracht ist, borgte einem Bildhauer eine Summe Geldes. Es verstrich ein Jahr nach dem andern, ohne daß der Bildhauer, der, wie viele seiner Collegen, wol steinreich, aber dabei meistens im größten Theile des Jahres geldarm war, Anstalt zur Wiedererstattung der geliehenen Geldsumme machte. Der langmüthige Gläubiger, welcher wol endlich eingesehen haben mochte, daß er fürchterlich im Aberglauben befangen sei, wenn er immer noch glaubte, daß er von dem Bildhauer das Geld so bald oder je wieder erlangen würde, kam endlich auf die Idee, den Bildhauer, so zu sagen, das geliehene Kapital abarbeiten zu lassen. Dazu bot sich auch baldigst eine Gelegenheit dar. Der schon genannte, damals allbekannte Joseph Fröhlich, der letzte officielle Narr des dresdener Hofes, hatte im Jahre 1755 das

schon erwähnte Haus nächst der Brücke, welches vor der Häuserreihe nach der Elbe heraus vortritt und nach ihm auch das „Narrenhäuschen“ vom Volke genannt wurde, erbaut. Der uns als Gläubiger des Bildhauers bekannte Besitzer des von nun an dahinter liegenden und dadurch seiner Aussicht auf die Elbe beraubten Hauses war natürlich über den Fröhlich'schen Bau gewaltig erbittert. Als daher ihm der Bildhauer, wie eine dritte Variante will, von selbst den Vorschlag machte, dem Narren auf einer andern Seite die Aussicht zu verderben und ihm ebenso gut etwas Störendes hinzusetzen, als dieser, wie das Volk wegen des fröhlichschen Hausbaues zu sagen pflegte, „seinem Herrn eine Brille auf die Nase gesetzt hatte“ (nämlich vis à vis dem königlichen Schlosse), so ging er sofort auf diesen gemachten Vorschlag ein, da er unbedingt seine Rache kühlen sollte. Der gewaltige Tod mit Stundenglas und Hippe sollte den Narren kränken, ihm, der sich sehr vor diesem letzten Freunde gefürchtet haben soll, seine neue Residenz verbittern, und ihn daran stets erinnern, daß auch er dereinst mit dem Sensenmanne, den alle Welt fürchtet, ein Tänzchen wagen müßte. Dem Fröhlich, der nun täglich vor dieser ihm verhaßten Statue vorüber nach Hofe gehen mußte, soll nun allerdings die Reue angekommen sein, hierher gebaut zu haben, da ihm überdies auch noch die Aussicht nach dem neustädter Markte dadurch völlig verbittert worden war.

Eine zweite oder vielmehr dritte Variante ist die einen deutschen Calembourg repräsentirende Anekdote, welche der bekannte Professor Giovanni Casanova (Bruder des noch mehr bekannten Memoirenschreibers) bei der Akademie

der Künste zu Dresden bei guter Laune seinen Schülern fast zum Ueberdrusse zu erzählen pflegte.

Ein Bildhauer hatte zu einer Reise nach Italien von dem Besitzer des Hauses, an dem der Sensenmann noch jetzt als dresdener Wahrzeichen figurirt, hundert Thaler geliehen und dabei das Versprechen gegeben, das Geld „mit der Zeit" zurück zu erstatten. Da es ihm aber auch später immer noch daran fehlte, womit man nach dem deutschen Sprichworte „sogar den Teufel in's Glas bannen kann", so soll er endlich mit dieser Figur dem Gläubiger seine Schuld abgetragen haben; d. h. er fand sich in der That „mit der Zeit" ab.

Ueberdies muß erwähnt werden, daß man auch öfter als den Erbauer des in Frage stehenden Hauses den Generallieutenant von Kyau genannt hat, indem dieser überhaupt mit Fröhlich selbst sehr oft aus historischer Unkenntniß verwechselt wird, und des Letztern Narrenstreiche und handfeste Witze meistens vom Volke auf Kyau's Rechnung geschrieben werden.

Genau genommen lag es sehr nahe, in der Sage von der Bildsäule des Todes, oder des Saturn, als Repräsentanten der dahinfliehenden Zeit, für den anfänglich ungenannten Bildhauer endlich den Balthasar Permoser, der von Johann Georg III. nach Dresden berufen ward, und als Sonderling*) allbekannt war, zu bezeichnen. — Doch dürfte gerade darin die Sage am

*) Eine seiner Sonderbarkeiten war, einen damals ganz ungewöhnlich langen Bart zu tragen, zu dessen Vertheidigung er sogar ein besonderes Schriftchen geschrieben haben soll.

ersten Recht haben, daß sie den Permoser als Verfertiger der fraglichen Bildsäule nennt.

So sehr man ferner bezweifeln will, daß Engländer vieles Geld für diese allerdings seltsame Bildsäule geboten haben, so ist es doch nicht unmöglich, daß irgend ein die Sonderbarkeit liebender Sohn Albions sich in dieselbe verliebt haben sollte. — Ebenso wenig ist es ein Beweis dafür, daß die Bildsäule nicht von Permoser herrühre, weil die Curiosa saxonica es als ungewiß hinstellen, da diese periodische Schrift gleichfalls andere Facta, die später als historisch wahr sich herausgestellt haben, bezweifelte und sogar der „Gans“ auf der großen Brüdergasse mit großer Ausführlichkeit gedenkt, ohne der Wahrheit dabei auf die Spur gekommen zu sein.

Wußte doch noch der Verfasser des Aufsatzes über den sogenannten „Tod“ in dem Dresdner Journale 1847 (Nr. 297 und 298) nicht, daß diese Bildsäule selbst von Zeitgenossen dem Permoser bereits zugeschrieben ward, und daß dieselbe schon seit Anfange des 18. Jahrhunderts als das Wahrzeichen des großen Brandes der Neustadt angesehen worden ist. Sehr zu bezweifeln ist aber, daß die Bildsäule der flüchtigen Zeit als ein Wahrzeichen der im Jahre 1680 in Dresden grassirenden Pest anzusehen sei, da man doch die Pest meist durch eine Frau mit Bogen, Pfeilen und einer Ruthe versehen personificirte.*)

---

*) Auf einem magischen Zirkel mit allegorischen Figuren vom Jahre 1601, der sich um 1847 noch im Besitze des Archivars Dietrich zu Colmar befand, ist wenigstens die Pest ebenfalls so personificirt. Bemerkenswerth ist dabei noch, daß der Verfertiger dieses Blattes, ein Schulmeister in dem Dorfe Ohnenheim

Die Figur der Zeit, welcher man wahrscheinlich erst in neuerer Zeit den Namen „Tod" gab, ist überdies nicht, wie Einige gewollt haben, aus dem 16. Jahrhundert, sondern sie gehört erst dem 17. Jahrhundert an, wo dergleichen Darstellungen des geflügelten Saturn sogar in öffentlichen Aufzügen zu den gefeierten gehörten. So erschien bei einem Fastnachtsaufzuge zu Dresden, im Jahre 1609, der letzte Sprosse des Gleichen'schen Grafenstammes, Hans Ludwig, der sich seit 1605 öfter am dresdener Hofe aufhielt, in der Maske der Zeit, mit weißbärtigem Haupte, großem Flügelpaare, Sanduhr und Sense führend; doch statt der leichten Gewandung um die Lenden trug er, komisch genug, einen grünen Schlafrock (also in der Farbe des Teufels, nach der Ansicht des Mittelalters). Ebenso malte Joseph von Winghen zu Ende des 16. Jahrhunderts jenes bekannte große allegorische Bild: „Die Zeit, welche das mit Ketten an einen Felsen geschmiedete Deutschland befreit", und nicht weniger bekannt ist Rembrandt's Allegorie der Zeit: „ein die Sanduhr betrachtender Greis", auf welches Bild der Präsident der helvetischen Künstlergesellschaft, Wyß, folgendes Epigramm improvisirte:

Nicht betrachte so müßig den rinnenden Sand, es fällt Dir
Bald ein verderbendes Korn. Eile, noch fröhlich zu sein.

Ja, selbst die Heraldik hat das Bild der Zeit, wie wir sie am Knepperischen Hause in Neustadt Dresden sehen, unter ihren Schildbildern aufgenommen, indem

---

im Elsaß, deshalb angeklagt, daß er dieses Zauberblatt angefertigt, und zu Straßburg verbrannt ward.

dieses Bild mit der Devise: „Le temps couvre toute“ in dem Wappen des bekannten polnischen Geschlechts Jelowicky sich befindet.

Daß übrigens schon vor dem Jahre 1755, in welchem Fröhlich sein einem Brillenfutterale in der Grundform ähnliches Palais erbaute, das in einer nach 1763 erschienenen Topographie Dresdens als das „Sommerpalais des Fürsten Beloselsky“ bezeichnet wird, der geflügelte Saturn sich an dem zum Eckhause gehörigen ältern Nebenhause befand, beweist uns die im Jahre 1756 erschienene „Neue revidirte und accurate dreßdnische Addresse“ in welchem allerdings selten gewordenen Büchlein es Seite 57 wörtlich heißt:

„An dem Eck-Hause der Clostergassen an der Brucken, welches jetzo der bekannte Hof-Taschenspieler und Ober-Mühlen-Commissarius Joseph Frölich bewohnet, sieht man nach der Elbe zu den geflügelten Saturnum, oder die Zeit mit der Sensen in Stein gehauen, zum Andenken des 1685 gewesenen großen Brandes. Hinter solchem hat dieser Frölich 1755 nach der Elbe zu ein selbst inventirtes kleines Lust-Palais 2 Etagen hoch erbauen, und ein Lust-Gärtlein darbei anlegen lassen, welches alle auf der Elb-Brücken passirenden Personen in Betrachtung ziehen.“

Diese ganz gleichzeitige und durchgängig zuverlässige Quelle widerspricht nun unbedingt der Sage von Fröhlich und dem Verhältnisse zu einem frühern Besitzer des jetzigen Knepper'schen Hauses; auch erfahren wir daraus, daß noch 1756 Fröhlich in dem Hause selbst wohnte, was noch außerdem aus dem bekannten Marktschreierzettel Fröhlich's vom Jahre 1747 zu ersehen ist. Bei der

Vermählung der als „Dauphine France“ unter dem ehrenden Beinamen „L'heroine Saxonne“ bekannten Prinzessin Marie Josephe, ward unter anderen Festlichkeiten auch im dresdener Schloßhofe ein Jahrmarkt veranstaltet, bei welchem Fröhlich eine „Marktschreierbude“ als „Wunderdoctor“ aufgestellt und durch einen öffentlichen Anschlagszettel das Publicum zum Besuche seines Theaters förmlich einlud. In diesem Zettel, mit dem Motto: „Medicus in re incerta cernitur“, pries er vor Allem seine angeblichen medicinischen Kenntnisse an, und er beschließt ihn mit folgenden, die Adresse von sich, dem Wunderdoctor, gebenden vier Versen:

„In Neustadt suchet ihn: Er wohnet in der Zeit,
Da find't ihn jedermann zur Hülf' und Dienst bereit.
Da sticht er Euch den Staar: da macht er alte Leute
Auf's Neue wieder jung und Alberne gescheute.“

Diese Adresse ist uns doch gewiß der vollste Beweis, daß erstlich Fröhlich schon im Jahre 1747 in dem fraglichen Hause selbst wohnte, und daß schon damals dasselbe unter dem Namen „Die Zeit“, wenigstens in Dresden, bekannt sein mußte.

In neuer Zeit (1831) ließ der jetzige Besitzer des Hauses, Drechslermeister Knepper, die Statue restauriren und frisch firnissen, was den geistreichen und namentlich als Botaniker bekannten Grafen von Hofmannsegge zu folgendem Impromptu veranlaßte:

Malgré les fléaux de nôtre âge,
Concitoyens, prenons courage!
Plus de tristes pressentimens! —
Nous allons commencer une nouvelle vie:

Car sous les yeux de „la Folie“ *)
On rétablit le „bon vieux Temps.“

Es ist übrigens Thatsache, daß diese Bildsäule des Saturn (als Zeitbild) oder sogenannten Todes vom Bildhauer Balthasar Permoser verfertigt wurde, der, 1650 zu Camer in Bayern geboren, um 1680 schon in Dresden Hofbildhauer war und, wie schon bemerkt, wegen seines damals ungewöhnlichen Barttragens „Balthasar mit dem Barte“ hieß. Auf der Sanduhr steht überdies unsers Wissens die Jahrzahl 1685 und das Haus selbst, an dessen zweiter Etage das Zeitbild sich befindet, war unbedingt eines der noch zum Theil im Brande geretteten, während das jetzt auch dazu gehörige Eckhaus an der Klostergasse höchstwahrscheinlich niederbrannte. Außerdem muß die Bildsäule vor 1732 gefertigt sein, wenn man auch nicht annehmen wollte, daß sie sofort nach dem Brande ausgeführt worden sei, da Permoser in diesem Jahre als Greis von 82 Jahren starb, während Joseph Fröhlich **) vor dem Anfange der 40 des 18. Jahrhunderts in demselben Hause selbst nicht wohnte. Wäre nun eine wirkliche Gleichzeitigkeit in den Lebensverhältnissen Permoser's und Fröhlich's, der um 1750 noch im

---

*) Narrheit. Ein Name, den auch ein geschmackvoll eingerichtetes Landhaus bei Paris führt, welches vor etwa 30 Jahren der vormalige sächsische Minister Graf Senfft von Pilsach bewohnte.

**) Der Besitzer des Hauses, das noch heutzutage das „Narrenhäuschen“ oder „Brillenfutteral“ im Volke heißt, könnte in der That Dresden mit einem neuen Wahrzeichen beschenken, wenn er die in der Porzellansammlung vorhandene Büste Fröhlich's copiren und in einer Nische des Hauses aufstellen ließ.

kräftigsten Mannesalter stand, vorhanden, und hätte Fröhlich nicht erst 23 Jahre nach Permoser's Tode das Haus an der Brücke gebaut, so wäre der Sage eher zu glauben, da Fröhlich's heiterer Charakter es leicht mit dem ernsten und etwas eigensinnigen Permoser, der, wie wir wissen, für einen Sonderling in ganz Dresden galt, hätte ernstlich verderben, und es sogar zu dergleichen Demonstrationen von Seiten Permoser's, der aber unsers Wissens nie in Neustadt gewohnt hat, hätte kommen können. — Uebrigens ist dieses Werk Permoser's eines seiner geringsten, obschon es von richtigen Verhältnissen und kräftiger Haltung ist. Leipzig und Dresden besaßen früher mehre sehr schätzenswerthe Kunstwerke in Elfenbein, Alabaster, Marmor und Sandstein von diesem anerkannten deutschen plastischen Künstler, von denen leider mehre verloren gegangen sind; eines der interessanteren ist noch sein selbstgefertigtes Grabmal auf dem katholischen Kirchhofe in Friedrichsstadt.

Wer im Stande ist, aktliche Nachweise über die Entstehung des ebenbesprochenen Wahrzeichens zu geben, würde uns erfreuen.

24. Das Trompeterschlößchen.

Das Schild des sogenannten Trompeterschlößchens, an der Ecke des Dippoldiswalder Platzes und der Oberseergasse, kann, genau genommen, nicht zu den Wahrzeichen Dresdens gerechnet werden, obschon es seit fast einem halben Jahrhunderte das Volk dafür stillschweigend ansah.

Ebenso wenig ist die mehrseitig in Variationen erzählte und poetisch bearbeitete Sage von einen gespenstigen Trompeter und seinem Erlöser, der mit ihm

um die Wette blies, ganz genau genommen nicht alt, sondern ganz neuer Erfindung, blos eine Variante vom gespenstigen Barbier oder den verschiedenen Falschmünzerspuken u. s. w.

Nach Theodor Hell's (Hofrath Winkler's) eigenem Geständnisse, der sie unsers Wissens doch zuerst um 1817 poetisch bearbeitet hat, ist sie seine und eines seiner Jugendfreunde bei Gelegenheit der Hochzeit eines andern Freundes, der in diesem Hause zu Anfange dieses Jahrhunderts wohnte, gemachte Erfindung. *)

Unter dem Namen „Trompeterschlößchen", und als Gasthaus kommt das Haus zwar schon um 1720 vor, auch ward in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ganze, aus 40 Baustellen bestehende Häuserreihe der jetzigen Reitbahn, Ober- und Hinterseergasse am „Trompeterschlößchen" genannt.

Diejenigen (unter ihnen auch K. Winter), welche die Zeit der Sage in die zweite Hälfte des 15., oder in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts setzen, irren sehr: denn im Jahre 1451 war der Platz ein Theil des bis 1539 hier gelegenen Jakobshospitals.

Ob das Trompeterschlößchen bereits während des dreißigjährigen Krieges eine Herberge war, wie man gewöhnlich angenommen hat, war bis jetzt nicht zu ermitteln.

Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts war zugleich in demselben nach der Reitbahngasse zu die Stan-

---

*) Trompeterschlößchen, von Th. Hell im „Komus". Zweite Gabe, 1817, S. 109 fg., und in den „poetische Sagen der Vorzeit, als Legenden, Volkssagen, Märchen, Schwänke, ernsten und launigen Inhalts". Gesammelt von C. A. Solbrig. Magdeburg bei A. F. von Schütz. 1817. S. 415—426.

dartewacht und das Arrestantengewahrsam der reitenden Trabanten oder spätern Garde du Corps. — Es ist nun allerdings schwer zu ermitteln, ob die von Ziehnert (Bd. 2, S. 111) bearbeitete Sage, die er in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs setzt, aus dem Volksmunde selbst entsprossen, oder ob Theodor Hell's zu Anfange dieses Jahrhunderts gefertigte Sage nicht erst in den Volksmund übergegangen ist.

Die Chronisten Dresdens kennen wenigstens keine anderen Denkwürdigkeiten dieses Hauses, als daß die Trabantenwacht darin war und die nach dem Brande des Hauses im Jahre 1759, an der stumpfen Ecke des 1761 wiedererbauten Hauses*) angebrachte Tafel, auf welcher ein Garde du corps-Trompeter zu Pferde als Relief gehauen erscheint, unterhalb welchem die Inschrift zu lesen ist:

„Trompeterschlößchen nennt man mich,
Des Krieges Wuth empfand auch ich,
Es warf mich unverhofft ein tödtend Feuer nieder,
Allein ich stehe jetzt durch Gottes Gnade wieder.
1764.“

Man kann daher vermuthen, daß dieses Haus vom Volke, das, wenn nur irgend eine Veranlassung dazu vorliegt, gern Namen schafft, davon erst den Namen „Trompeterschlößchen“ erhielt, weil die Trompeter von den berittenen Trabanten daselbst bei Wachtaufzügen zu blasen pflegten oder, wie eine mündliche Ueber-

*) In dem „Speciellen Verzeichnisse der Häuser, welche in Dresden durch das Bombardement 1760 zerstört worden sind“ (Sammler, S. 436 fg.) ist aufgeführt: „Trompeterschlößchen, Seitengebäude, oder Siegmund Geuthner Fleischer.“

lieferung lautet, des Abends daselbst sich übten. Belege für die Behauptung, daß das Volk gern Häusern nach Gutdünken Namen gibt, sind das Eselsbein,*) das vom Goldarbeiter Schüller der Frauenkirche geschenkte Eckhaus am Neumarkt, das Feldschlößchen vor dem Falkenschlage, das Jungfernpalais an der Annengasse, Käsepalais, äußere Rampesche Gasse, das Weiße Hemd in Neustadt, der Druckfehler an der Bautzner Straße in Antonstadt u. s. w.**) Vielleicht bringt der Zufall noch die Lösung der immer noch schwebenden Frage hinsichtlich des Ursprungs dieses Namens und der dazu beliebten Sage.

25. Einige andere weniger bekannte Wahrzeichen.

Mehre andere weniger beachtet gewesene Wahrzeichen waren der bärtige Kopf auf der Zahnsgasse (früher Sanitätsgasse), das Dreieck mit der Kugel ebendaselbst, der Kopf am Neumarkte, St. Nikolaus an der

---

*) Hierher gehört auch der Name des Stadttheils „Altona", der ursprünglich „Aldenau", d. h. Ort, wo die Alden oder Drescher der Burg Dresden wohnten, hieß, wozu das Volk gleich „klein Hamburg", als Nachbarin von Altona, schuf.

**) Hasche (umständl. Beschr., Bd. I, S. 309) sagt: „Die Gegend wo sie (nämlich die Häuser am Neumarkte) anfangen, hieß im gemeinen Leben am Eselsbeine (eine einfältige Benennung, aber wann denkt der Pöbel jemals gesittet? fein?). weil hier, als die alte Hauptwache noch stand, die Justiz (Galgen) und der Esel, dessen jetziger Aufenthalt bei der schwarzen Thorwache zu Neustadt ist, ihr Plätzchen hatten, und leichtfertige Menscher, liederliche Jungen u. s. w. zuweilen zur Strafe ans Eselsbein angeschlossen, auch wol ausgepeitscht wurden. Beispiele s. remarquable curiöse Briefe."

Schössergasse, Israel am Altmarkte und der goldene Rabe auf der äußern Pirnaischen Gasse.

Ersteres befand sich nach Hasche (umständliche Beschreibung Dresdens I, 226) auf der Zahnsgasse am ehemaligen Richter'schen Hause (Nr. 16) über dessen Portale und war ein von zwei Engeln gehaltenes „Schweißtuch der Veronika mit dem Christuskopfe", wie es schon Iccander (Crell) richtig erklärt hat. Wahrscheinlich war es ein Stein von der alten Kreuzkirche, den ein früherer Besitzer nach dem großen Brande im Jahre 1491 über der Thüre beim Wiederaufbaue seines damals ebenfalls abgebrannten Hauses eingemauert hatte.

Das zweite noch jetzt vorhandene ist die über der Thüre des dem Quergäßchen gegenüber gelegenen Hauses, Nr. 6, angebrachte, „in einem Dreieck schwebende Kugel"; schon Hasche hat es nach seiner Entstehung nicht gekannt, und man könnte es entweder als altes Bauhütten- oder neueres Logenzeichen betrachten, worüber keine Auskunft bis jetzt aufzufinden war. Daß schon vor 1756 Freimaurerei in Dresden getrieben worden ist, geht aus der schon öfter angeführten „Dreßdnischen Addresse" (Dresden 1756) hervor, wo es Seite 38 heißt: „Die Freymeyrer hiesigen Orts haben auch an gewissen Orten ihre Logen und Zusammenkünfte sonst gehabt, wovon man aber jetzo nichts mehr hört." — Aus Johann Christian Gädicke's „Freimaurer-Lexikon" (Berlin 1818) ersieht man ferner, daß am 1. Febr. 1742 von der großen Loge „zu den drei Weltkugeln" in Berlin aus zu Dresden eine Johannes-Loge „Zu den drei Adlern" gestiftet ward, die aber einging. Eine zweite Johannesloge „Zu den drei Granatäpfeln", von demselben Bunde, ging ebenfalls ein.

Ebenso gingen die beiden Johanneslogen „aux vrais amis“ und die „Zu den drei Schwertern“, gestiftet 1739, sowie die Schottenloge „Zu den drei Schwertern“ ein. Aus diesen drei eingegangenen Logen entstand die Johannesloge „Zu den drei Schwerten und wahren Freunden“. Von der großen Landesloge zu Berlin ward am 16. Nov. 1776 die Johannesloge „Zum goldenen Apfel“ gestiftet, welche am 8. Sept. 1790 restaurirt und am 7. Jan. 1806 bei der großen Loge zu Hamburg affiliirt ist. Beide Logen gehörten seit 1812 zu der in diesem Jahre gestifteten „Großen Loge von Sachsen“, deren erster Großmeister der Generallieutenant Heinrich Wilhelm von Zeschau war. Die Johannesloge „Asträa zur grünenden Raute“ ward erst am 22. Sept. 1813 gestiftet.

Es ist nun sehr leicht möglich, daß anfänglich in diesem Hause, welches obenerwähntes Zeichen trägt, die im Jahre 1776 gestiftete Loge „Zum goldenen Apfel“ ihre Zusammenkünfte gehalten hat.

Das dritte war der über dem Portale des ehemaligen Lichtenberg'schen Gasthofs am Neumarkte, jetzt „Stadt Berlin“, welches 1760 beim Bombardement mit abbrannte, eingemauerte Kopf, der nach Hasche (a. a. O. S. 311) in der Volksansicht nach dem bekannten Merksteine des Jüdenhofs (einer großen viereckigen, aber schon vor 150 Jahren verschwundenen Steintafel) hinblickte, nämlich nach der Stelle, wo das Schaffot stand, auf dem der dresdener Scharfrichter Polz, wie er zu sagen beliebte, dem Kanzler Crell den „letzten kalvinischen Streich“ (!) am 10. Okt. 1601 gespielt hatte. Wahrscheinlich ist dieser Kopf blos ein vom Volke gewähltes Pendant zu dem

noch jetzt bekannten und vorhandenen freiberger Wahrzeichen, dem Kopfe des Kunz von Kauffungen (?) am dasigen Rathhause, gewesen, auf den wir später zurückkommen werden.

Das vierte ist die an der linken Ecke der Schössergasse (welche auch vor dem 18. Jahrhunderte noch die Nikolausgasse hieß) seit dem Jahre 1708 in der Höhe der ersten Etage (über Bankier Georg Meusel) angebrachte, mit Konsol und Baldachin versehene Statue des heil. Nikolaus mit der Jahrzahl 1522. Ein altes nettes Bildwerk, welches sich bis 1707, im Dezember, an dem Rathhause, welches von der Schloßgasse zur jetzigen Schössergasse auf dem Altmarkte stand, befand. Es war ursprünglich an dem Erker der 1312 an dem östlichen Theile des alten Rathhauses, im Spitzbogenstyle erbauten Kapelle des heiligen Nikolaus, des Schutzpatrons der Schiffer, aufgestellt, und galt daher namentlich diesen, welche diese Kapelle täglich besuchten, als ein Wahrzeichen Dresdens, weshalb man es auch ungesäumt nach Abtragung des Rathhauses an der Ecke der nach ihm früher genannten Gasse aufstellte. Es verdiente eine geschickte Restauration.

Das fünfte ist der sogenannte „Israel" am Sahr'schen Hause an der östlichen Altmarktseite. Es stellt in $^3/_4$ Lebensgröße den Kampf Jakob's (1. Moses 32, 24 fg.) im vergoldeten Relief dar und trägt die allerdings biblische, aber doch sehr zweideutige Inschrift:

„Wer wie Jakob obgelegen,
Der erhält wie er den Segen."

Ueber die Entstehung desselben war bis jetzt nichts zu ermitteln.

Das sechste endlich ist der „goldene Rabe mit dem Ringe“ auf der äußern pirnaischen Gasse, Nr. 18, eigentlich nur, wie auch Hasche (a. a. O. I, 402) angedeutet, eine bloße Hausbezeichnung nach dem Namen des muthmaßlichen Erbauers des Hauses, über dessen Thür es als Relief angebracht ist. Es fragt sich nun, ob es noch ein Ueberbleibsel des 1758 mit der ganzen Vorstadt niedergebrannten Hauses ist. Die geschäftige Erfinderin, die Volkssage, hat auch an diesen unschuldigen Raben sich gewagt und ihm die oft in Deutschland (z. B. am Dome zu Merseburg u. s. w.) vorkommende Sage angedichtet, daß er, als zahmer Gesellschafter des Hauseigenthümers, diesem einen Ring gestohlen habe, weshalb ein schuldloser Diener des Hauses in Verdacht gerathen und deshalb auch hingerichtet worden sei.

Uebrigens hatte Dresden, sowie Budissin, Leipzig, Oschatz u. s. w., ebenfalls vor der Gerichtsstube des seitwärts auf dem Altmarkte bis 1707 stehenden Rathhauses „Schandsteine“ oder „Büttelflaschen“ hängen, die beim Volke zwar in hohem Ansehen standen, aber nie zum Wahrzeichen von ihm (wie in Budissin u. s. w.) erhoben worden sind. (Vgl. S. 53.)

Am Schlusse der dresdener Wahrzeichen dürfen wir jedoch auch die „faule Magd“ im Zeughause nicht vergessen, welches 96pfündige, aus eisernen Stangen und Ringen verschmiedete Steingeschütz sehr alt sein mag. Es entging wegen seiner Größe und Plumpheit noch glücklich der schon früher gedachten Versteigerung der Seltenheiten und Waffenstücke des Zeughauses in neuester Zeit. Die Länge dieses seltsamen Kammergeschützes ist im Fluge 4½ Bomben oder Kugeldurchmesser, oder 2 Ellen

15 Zoll, der Durchmesser des Flugs ist $14^5/_8$ Zoll, der Bombe 13 Zoll. Die Länge der Kammer beträgt 1 Elle 11 Zoll oder $2^1/_2$ Bomben-Durchmesser und der Durchmesser der Kammer 6 Zoll.

Auf der colossalen Laffette, mit Schnitzwerk, im Geschmacke des 16. Jahrhunderts, befinden sich folgende Inschriften zu beiden Seiten:

Durch Gottes Hülffe vnd deßen Ehrn
Thu Ich mich wiedr die Feinde wehrn.
G. Z.

Ich getröste mich auch seines beystandts
Drumb streit Ich wegen des Vatterlands.

In früher Zeit ward diese sogenannte „faule Magd“ nächst dem „Scherenteufel“, einer großen eisernen Kanone von „häßlicher Figur“, wie Hasche sich darüber ausdrückt, als das Wahrzeichen des dresdener Zeughauses angesehen. Der Scherenteufel wog 100 Centner, schoß 40 Pfund Stein und hielt 25 Kugellängen im Rohre. Er kam um 1770 auf den Königstein, wohin damals auch die sonderbaren „Flatianergeschütze“ geschafft wurden.

Auch das Leipziger Stadtzeughaus hatte eine „faule Magd“, welches plumpe Geschütz gleichfalls als ein Wahrzeichen der Stadt von den Handwerksgesellen angesehen worden sein soll!

Nachtrag zu Leipzig.

Das uns schon bekannte Haus „Zum Apfel", im Brühl, hat noch ein anderes Wahrzeichen. Auf einem der Giebel steht (?) nämlich das Bild eines Mohren, und die Sage ging davon im Volke, daß, als im Jahre 1702 der bekannte Bürgermeister Dr. Romanus an der Katharinenstraß= und Brühlecke das prachtvolle Haus (jetzt Dufour'sches) gebaut hatte, der Besitzer des gegenübergelegenen Eckhauses am Halleschen Pförtchen, „Zum Apfel" genannt, dieses Mohrenbild mit der Inschrift:

Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

an dem Giebel seines Hauses aus Aerger oder Spott angebracht haben soll. Die Sage hat wenigstens soviel für sich, daß Dr. Rivinus, so hieß der Besitzer, auch die bekannte Abhandlung schrieb: „De stultitia in aedificandis aedibus apud Romanos."

Ueber den Raster spricht sich Johannes Steuccus in dem 15. Epigramm des ersten Buchs folgendermaßen aus:

Dum bibit insipidum cultissima Lipsia Rastrum,
Civibus ad rastros rem rediisse puto,
Rastra parum faciunt ad mollia rostra Sophorum,
Rastra bibant potius, quos sua rastra juvant.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

